Cultur- und Lebensbilder

aus

Kärnten.

Von

Rudolf Waizer.

Klagenfurt.
Verlagsbuchhandlung Joh. Leon sen.
1882.

Cultur- und Lebensbilder

aus

Kärnten.

Von

Rudolf Waizer.

Motto: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."
Göthe.

Klagenfurt.
Verlagsbuchhandlung Joh. Leon sen.
1882.

Druck von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.

Inhalt.

I. Culturbilder aus Kärnten.

a. Bilder aus dem Lieserthale.

b. Bilder aus dem Lavantthale.

c. Bilder aus dem Gailthale.

d. Bilder aus dem Gesammt-Kärnten.

II. Lebensbilder aus Kärnten.

Vorwort.

Größtentheils über Anregung meines Freundes Dr. Valentin Pogatschnigg, dem ich auch einige Mittheilungen für dieses Buch verdanke, unterzog ich die Lebensweise, den Brauch und die Sitte des Kärntnervolkes seit einer langen Reihe von Jahren einer eingehenden Beobachtung.

Das Ergebniß derselben habe ich niedergeschrieben und gebe es, mehrseitig hiezu aufgefordert, gesammelt heraus, mit dem Wunsche, daß dasselbe freundliche Leser finden und daß es beitrage zur besseren Bekanntwerdung des schönen Landes und gemüthreichen Volkes.

Ich glaube, daß das Buch von um so größerem Interesse sein dürfte, als ja viele der Sitten und Bräuche schon ihrem Sterben nahe und alle diese Kundgebungen des physischen und geistigen Lebens des Volkes, dem Städter und Touristen fast nur dem Namen nach oder wohl gar nicht bekannt sind. Das Buch soll demnach dem Fremden der in unser Land kommt, ein culturhistorischer Führer sein, und ihm erzählen,

wie das Volk in unseren Thälern und Bergen lebt, denkt und handelt.

Mit den vorliegenden Schilderungen ist das Capitel des Brauches und der Sitte des Kärntners allerdings nicht erschöpft, vieles dürfte noch interessanten Stoff zu Beschreibungen bieten.

An alle Jene, welche im Besitze eines diesbezüglichen Materials sich befinden, richte ich demnach die Bitte, mir dasselbe unter Wahrung ihrer Autorschaft, zur seinerzeitigen Erweiterung dieses Buches zu überlassen.

Daß ich die Sitten und Bräuche des Möllthales, das den eigentlichen Born des kärnt. Culturlebens bildet, nicht eingehender behandelte, mag darin seinen Grund finden, weil Franz Franzisci dieselben in seinem trefflichen Büchlein „Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten" (Wien, Braumüller 1879), ebenso erschöpfend beschrieben hat als jene des Gailthales.

Und so möge denn die vorliegende Sammlung allseits eine freundliche Aufnahme finden.

Geschrieben am Sylvesterabend 1881.

Rudolf Waizer.

Bilder aus dem Lieserthale.

Der Lieserthaler und seine Hochzeitsbräuche.

Es genügt ein Blick auf die Karte und man erkennt, daß das nette Alpenstädtchen Gmünd in Oberkärnten eigentlich der Schlüssel von jenen Hauptthälern ist, die von der Lieser und Malta ihren Namen haben und wieder all' die Seitenthäler aufnehmen, die in die Nöring, die Leoben, die Krems und in's Katschthal führen und wieder den Uebergang von der Nöring über den Schwarzwald in die Kaning, von Leoben über die Hofalpe ins Karlsbad und über die Stangalpe nach Turrach, von Krems auf den Königsstuhl und nach Bundschuh, von Katschthal über den Katschberg ins Lungau, von St. Peter ins steirische Lanisch und wieder durch das schroffe Faschaunerthal nach Maltein bilden und die so reich an Naturschönheiten sind, daß Jeder, der Zeit, Lust und Freude hat, hieherkommen soll, um zu schauen und zu genießen. Das eigentliche Lieserthal beginnt beim

Orte Lieserek und schließt bei Rauchenkatsch, einem alten verfallenen Schlosse, das einst die Raubritter, welche sich Herren von Katz nannten, bewohnten, und dessen Ruinen nun ein Eigen des Grafen von Lodron sind, der im Lieserthale überhaupt nicht unbedeutend begütert ist.

Sammt seinen Nebenthälern, welche hier die echt charakteristische Bezeichnung „Graben“ führen, und der Radlgraben, der Nöring-, Gamschitz-, Leoben- und Kremsgraben sind, wird dieses gewiß sehr hochinteressante Gebiet „Lieserthal“ genannt, und beherbergt ein Völkchen, das in seinen Eigenthümlichkeiten, Handel und Wandel, scharf von den Nachbarbewohnern, namentlich den noch sehr unkultivirten bigotten Katschthalern absticht, und welches wir uns hiemit näher betrachten wollen.

Sowie es nämlich unbekannt ist, wer die Burg zu Gmünd, die „alte“ nämlich, erbaut hat, ebensowenig weiß man, wer die Ureinwohner des „Lieser- und Maltagrabens“ gewesen sind. Ein in der Stadtpfarrkirche zu Gmünd vorfindiger Römerstein erzählt uns zwar: „Jentumaro, Adnamio et Secundinae conjugi et Vitali genero Jentumarus v. f. et Restitutae filiae“, von einer fünfgliedrigen Familie. Der Vater, ein Taurisker, hatte eine Römerin geheiratet und gab seine Tochter einem Römer zum Weibe. Man kann annehmen, daß Taurisker

die ersten Ansiedler in dieser Gegend gewesen sind, später kommen die weltbeherrschenden Römer in die Berge, dann die Wenden, die sich durch die Benennung verschiedener Ortschaften, wie Saps, Zaneischg, Abwerzg, Unter-Planz, Plessnitz rc. verewigt haben. Schließlich machte sich der Germane ansässig und baute die Schlösser Gmünd, Oedenfest, Löweneck, Rauchenkasch, die jetzt total oder fast ganz in Ruinen verfallen sind.

Markige Deutsche waren somit die eigentlichen Ahnen der jetzigen Bevölkerung, die auch durchaus das deutsche Idiom spricht, und noch ganz den Charakter der Deutschen in sich vereinigt. Der Lieserthaler ist von kräftigem Körperbau und im Ganzen genommen, ein schöner Menschenschlag. Namentlich in den Bergdörfern, wie Buch, Perau, Puchreith, Sonnberg, Heizelsberg rc. finden sich schöne, mitunter athletische Gestalten. Der Cretinismus ist hier völlig unbekannt, und hat im Thale keine Stätte gefunden. Der Charakter des Lieserthalers ist ein gutmüthiger, meist offener zu nennen. Er ist sparsam und berechnend, und daher ist auch eine vorherrschende Wohlhabenheit des Volkes leicht erklärlich. Namentlich der protestantische Bauer hat eine thatsächliche Erfahrung, ist aufgeklärt zu nennen, ja es gibt unter dem Volke sogar einige Dorfadvocaten, bei denen sich die Nachbarn Rath und That erholen, meist mit wenig oder gar keinem Erfolg.

Der meiste Theil der Bevölkerung ist des Lesens und Schreibens kundig, da die Schule fast durchwegs gut besucht wird.

Trotzdem ist der Lieserthaler immer noch zum Aberglauben hingeneigt und wird es noch eine Weile dauern, bis derselbe von diesem finsteren Banne, der obendrein noch von anderer Seite fleißig kultivirt wird, befreit werden kann.

Diesem Umstande zufolge ist es auch zuzuschreiben, daß die sogenannten „Afterärzte", recte Curpfuscher, noch in so reicher Fülle vorhanden sind, daß das Lieserthal mit Recht als das Eldorado derselben bezeichnet werden kann.

Bis zum heutigen Tage üben gegen 40 solcher Dorfdoctoren ihr einträgliches Gewerbe, und versuchen die leidende Menschheit mittelst Veiglblüh, Camille, Edelrauten, Speik, Gachel, Schanikel, Baldrian, Hollunder, Lindenblüh rc., auf den Weg der Gesundheit zu bringen.

Da sind außerdem stinkende Oele, Jägersalben, Butter, Schmalz, die in Anwendung kommen, je nachdem es die Krankheit erheischt. Auch Beinbruchärzte und Zahnreißer können gefunden werden und namentlich in diesem Zweige der Kunst suchen sie ihre Rivalen. Schreiber dieser Zeilen kam selbst in die Lage, von einem ländlichen Zahnreißer in dem Orte Kremsbrücke behandelt zu werden, und auch mit dem besten Erfolg.

Als eine Autorität ersten Ranges galt unter den Afterärzten der vor mehreren Jahren verstorbene Uhrmacher in Pirkeggen, der namentlich das „Harnschauen" aus dem F verstand, und zu dem die Kranken wie nach einer Wallfahrtskirche pilgerten.

Die vorzüglichsten Afterärzte sind noch der Huberhani, groß in der Behandlung des „Vaterd'rwökens und Muaterd'rschrökens", der Weirer (Homöopath), der Friedl am Großhattenberg (Beinbrucharzt), der Einfahrer in Krems (Aderlasser), der Unterlanger am Sonnberg (Zahnarzt) und viele Andere.

Viel Sinn hat der Lieserthaler auch für die bildende Kunst. Da gibt es Autodidacten, die es im Gebiete dieser Kunst zur Beachtung gebracht haben.

Nachdem das Lieser-, sowie das angrenzende Katschthal schon mehrere Talente in der Plastik gezeugt hat, und auch der ganze Habitus der Gegend für Holzschnitzerei wie geschaffen ist, so ergriff der Ministerialrath Dr. Emanuel Herrmann die Initiative, und gieng nach der nöthigen Information an die Gründung einer Holzschnitzerei-Lehrwerkstätte. Das Handelsministerium zeigte sich gleich erbötig, auf die Einrichtung eines derlei Institutes hinzuwirken, der Landes-Ausschuß, sowie die Stadt Gmünd thaten auch das ihrige, und so kam es, daß mit Ende

October 1872 eine Anstalt ins Leben gerufen wurde, welche im Jahre 1877 für Gmünd zwar aufhörte, nach der Stadt Villach aber verlegt, sich zu erneuerter Thätigkeit aufraffte.

Wie gesagt, hat die Bevölkerung des Thales selbst schon für sich die natürliche Anlage zur Plastik und finden sich fast in jedem Dorfe derlei Naturkünstler, die Crucifixe, Thierköpfe, Zündholzschachterln 2c. anfertigen.

Da ist z. B. der Veidlhauser in Maltein, der Frondl in Pirkeggen 2c., die ganz gefällige Schnitzereien zu Tage fördern. Bringt die Zeit Genies, wie z. B. Hans Gasser an den Tag, und beurkunden sie ihre Talente, so ist eben diese Schule der Born, aus dem sie Nahrung für ihren Geist, Bildung für ihre Kunstbegriffe erhalten, und nicht verkümmerte Existenzen bleiben, sondern zu tüchtigen Meistern, vielleicht gar zu Künstlern herangebildet werden.

Der Haupterwerbzweig des Liesertthalers ist die Viehzucht. Namentlich werden Ochsen und Schafe gezüchtet, und ist die Alpenwirthschaft die Haupteinnahmsquelle des Berglers.

Die Alpen werden in der Regel mit Rinderheerden betrieben. Es gibt aber auch Alpen, die einzig und allein von Kühen, oder von Ochsen, oder von Schafen beweidet werden. Die besten Plätze in den Triften und Angern beweiden die Kühe, das Galtvieh, die Kälber und Terzen

erhalten eine mittlere Weide, und die mindesten Alpengrasungsplätze erhalten die Ochsen. Das Centrale der Alpenwirthschaft ist die „Almhütte", ein einfaches, meist hölzernes Gebäude, welches die „Rauchstube", den „Almerraum" und die „Schlafstube", zugleich Milchkammer der „Sennerin" enthält. Neben der „Hütte" sind die Stallungen fürs Vieh, die Hausschupfen und Zwinger.

Der Auftrieb auf die Alpe geschieht meist am Veitstag, während der Heimtrieb um Maria Geburt stattfindet.

Der Auf- und Abtrieb ist ein förmliches Fest, das ich an einer andern Stelle beschreibe.

Beim Abtrieb von der Alpe finden sich die Händler ein, da gibts dann ein Feilschen und Schachern um Schafe und Rinder, und der Bauer macht da die besten Geschäfte. Die Milch- und Butterwirthschaft gibt einen geringen Ertrag, weil einen großen Theil dieser Lebensmittel die Bäuerin für das Haus braucht, denn die Nahrung des Lieserthalers ist zwar eine frugale, aber immerhin eine kräftige zu nennen, und braucht ihr gehöriges Quantum „Verweiset".

Weniger erträglich als die Viehzucht, ist der Ackerbau. Meist kommt es vor, daß der größte Theil der Ernte an Getreide im Hause seine Verwendung findet. Der Humus ist kein

besonders guter, daher auch der Ertrag ein geringer. Gebaut werden Korn, Hafer, Gerste und sehr wenig Mais und Heiden.

Im Kremsgraben, Leoben- und Gamschitzgraben verdienen sich die Keuschler meist mit Kohl- oder Holzfuhren ihr Brod, oder sie arbeiten auf Schicht als Bergknappen in den gräflich Lodron'schen Gruben.

Die Tracht des Lieserthalers ist keine ausgesprochen eigenthümliche. Die Bursche gehen im Winter in Loden, im Sommer in leichteren Stoff gekleidet, und tragen einen runden Hut, an dem die „Schneid"* oder ein „Blumenbüschl", gewöhnlich Nelken und Rosenkraut, eine Spende der Liebsten, pranget. Die irchene (Leder-) Hose ist fast ganz verschwunden. Die Schuhe sind von festem Rindsleder und mit Klammernägeln besetzt.

Die weibliche Tracht kommt der ganz Kärntens gleich, nur fehlt im Lieserthale hiebei jedwedes ins Auge springende Abzeichen.

Wie der Bewohner eines jeden Landstriches in Kärnten, so hat auch der Lieserthaler seine Sitten und Bräuche, von denen zumeist die Hochzeitsgebräuche charakteristisch sind, und die ich in den Rahmen meiner gegenwärtigen Beschreibung aufnehme.

---

* Schildhahnfedern.

Schon der kärntnerische Vierzeiler:

„Voter, geh' gib' mir mei Hoamatle,
Voter, geh' los mar 's umschreibn!
's Diandle wort her wia das Groamatle,
Ledig will 's a niamar bleiben!"

bezeichnet genau den Vorgang, der bei Beginn eines Ehebündnisses vollzogen werden muß.

Hat der Bursche sein „Diandl" gefunden, so schickt er zwei „Mander"* für ihn ins „Bittel" zu den Eltern oder dem Vormunde der Braut, und hernach gehts an die Abfassung des Uebergabs- und Ehevertrages.

Man sollte zwar glauben, daß in die Berge noch nicht jene schnöde Habsucht, wie sie in anderen Kreisen schon gang und gäbe ist, ihren Eingang gefunden hat, daß hier Ehen geschlossen werden, wo sich „Herz zum Herzen findet", daß die Liebe zu einander das eigentliche Motiv jeder Verbindung ist. Wer das glaubt, geht weit irre. Gerade in den meisten Fällen entscheidet das Geld und nicht das Herz diese Lebensfrage.

Oft kommt es vor, daß der Bursche mit andern Mädchen schon zwei bis drei ledige Kinder gezeugt hat, aber da er ein „schönes Ort", d. h. eine gute Hube besitzt, da muß er auch eine reiche Bäuerin haben. Ihm gefällt am nächsten Kirchgang die erste beste, er schickt seine Bittelmänner zum Vater der Braut, paßt der

* Männer.

Bewerber den Eltern, so muß er eo ipso auch dem Töchterlein passen, ein derber Handschlag bringt alles in Richtigkeit und er ist von diesem Augenblick an — Bräutigam, und die Rosl, Nandl, Mizl oder wie das Töchterl schon heißt, — Braut, wenn auch nicht von dem „Buabn", der ihr im Herzen sitzt. Daher kommt es auch, daß viel disharmonische Ehen im Thale vorkommen, daß das Weib nicht als solches geachtet, und kaum etwas besser als ein „schönes Stückl Vieh" geschätzt wird. „Wann Sei* auch stirbt, wann nur das Oechsl nit hin wird!" kann man vom Munde des rauhen Berglers hören, und derlei Aussagen machen nicht allein beim Lieserthaler, sondern auch beim gesammten Gebirgsbewohner Kärntens die Runde.

Ich selbst kenne einen Fall, wo ein Mädchen, das ihren Liebsten im Dorfe hatte und schon Beweise der Liebe vorhanden waren, auf Geheiß der Eltern einem „lutfremden" Menschen die Hand reichen mußte, bloß darum, weil dieser ein „schön's Ort" besaß. Da wird die Liebe freilich zur Illusion und das Herz zum Spielzeug, und leider ist noch nicht die entfernteste Aussicht, daß es besser wird. — Nun zum Hochzeitsbrauche!

Ist alles in Ordnung, so geht es nun an's „Einlodnan" der Hochzeitsleute; und es

* Gleichbedeutend mit Bäuerin.

erfolgt das kirchliche Aufgebot, das heißt der „Seppl und die Brondl“, beispielsweise nennen wir sie so, werden von der „Kanzl runter-gschmissen.*“ Auch der Ehe-, allfällig auch Uebergabsvertrag wird beim Notar oder einem Winkelschreiber verfaßt, die Hochzeitstruhen angefertigt, und das Spinnradl, welches die Braut in den neuen Stand mit hinüber nimmt, „denn's Werkl muaß fein geahn“, angekauft.

Die Einladungen hat der Brautführer zu vermitteln. Derselbe bildet das eigentliche Factotum der Hochzeitsfeier, und ist gewöhnlich eine in dieser Stellung vollkommen vertraute und routinirte Persönlichkeit.

Hauptsache ist, daß er ein „guats Mundstuck“ hat, denn er figurirt als eigentliche „lustige Person“ beim ganzen Acte.

Mit einem großen „Busch'n“ (künstlicher Blumen) und langen Bandschleifen am Hute und Stocke, kalendert der „Ladner“ nun von Haus zu Haus und ladet die Leute in gebundener und ungebundener Sprache zum „Begangniß“. Mittlerweile naht der Hochzeitstag.

Am Abend vor derselben wird der Braut von den bestellten Musikanten ein meist „Herz und Ohren zerreißendes musikalisches Ständchen“ dargebracht, von dem auch der Bräutigam nicht ausgeschlossen ist.

* Verkündet.

Da die Hochzeiten meist Vormittag sind, so muß der Brautführer schon Früh Morgens auf den Beinen sein; denn er hat viel zu thun und zu schaffen.

Vorerst obliegt ihm die Pflicht, die Braut abzuholen. Kommt er vor das Haus, in dem die Braut ihre Wohnung hat, so findet er dasselbe allseitig verschlossen. Er pocht an die Thüre. Da wird ihm aufgemacht, und ein Strohweib als Braut in die Arme geworfen.

„Dö brauch i nit,
Göbts mir die rechte Braut heraus
Won nit,
So verloss' i enker Haus"

spricht der Brautführer.

Nach langem Hin- und Herreden kommt endlich die eigentliche Braut mit ihren Hochzeitsgästen, und der Brautführer übernimmt dieselbe, um nach dem Wirtshaus, denn das ist das Stelldichein Aller, zu ziehen. Da auch die Eltern der Braut sich unter den Anwesenden befinden, so leistet der Brautführer vor dem Abzug noch den Eltern im Namen der Braut die Abbitte für allfällige Unterlassungen, und spricht den Dank aus für die Erziehung und Erhaltung, die selbe ihr angedeihen ließen.

Der Brautführer nimmt auch Abschied im Namen der Braut von den Nachbarsleuten, Freundinnen und Eltern, und übernimmt dann

die Braut „im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit". Nach diesem mit vielen Bibelsprüchen geschwängerten Sermon zieht nun der Brautführer mit der Braut und den Gästen in's Wirthshaus, in dem die Hochzeitstafel aufgerichtet und wo der Bräutigam mit seinen Gästen bereits anwesend ist. — Interessant ist's, daß die Mutter am Ehrentag der Tochter nicht theilnehmen darf; daher eine Fremde, gewöhnlich die „Godl" die Stelle der Brautmutter vertritt.

War ja die rechte Mutter bei der Taufe auch nicht, warum sollte sie bei der Trauung sein, sagt der Volksmund. Hat sich nun Alles im Wirthshaus versammelt, hat die Kranzljungfrau Jeden „das Büschl" angenadelt, so setzt sich der Zug nach der Kirche unter Vortritt der Musik in Bewegung. Im Gotteshause wird die kirchliche Funktion abgewickelt, der „Johannissegen" getrunken und dann nach vollbrachter Ceremonie die Rückkehr ins Gasthaus unternommen. Dort hat indessen die geschäftige Hausfrau mit Sieden und Braten vollauf zu thun gehabt, die wohlbestellten Tafeln biegen sich unter der Last des Gebotenen. Alles nimmt Platz und der Schmaus beginnt. An jeden Tisch kommen zwölf Personen zu sitzen. Bei größeren Hochzeiten zählt man 10 bis 12 und auch noch mehr Tische. Nach der Copulation jedoch verfügt sich die Braut in die Küche und salzt im Beisein der Kranzljungfer und Braut-

mutter die Hochzeitssuppen, und läßt einen Thaler in den Salzkübel fallen, der der Köchin gehört, die das Mahl bestellt hat.

Dasselbe besteht zumeist aus Reissuppe, Rindfleisch mit Krenn, Schweinefleisch mit Kraut, Eingemachtem und Braten mit Salat. Während des Mahles spielt die Musik im nahen Tanzsaale und die jungen Leute huldigen auch schon gleich nach dem ersten Gerichte dem Tanze. Während des letzten Gerichtes spielt die Musik jedem Hochzeitsgast ein „Stückl auf" und bringt jedem einen „Tusch", indeß der Brautführer die Leute „abbeutet", d. h. das Hochzeitsgeld sammelt. Während der Tafel kommt es auch vor, daß dem Bräutigam die Braut gestohlen, d. h. in ein anderes Wirthshaus entführt wird, findet er sie, so muß er sie um etliche Maß Wein 2c. auslösen.

Nach dem Mahle wird jedem Gast sein gebührendes „Bschadessen" zugemittelt, der Braut-führer hält seine Anrede an das Brautpaar, die Gäste 2c., und nach derselben beginnt der „Ehrentanz", den der Brautführer mit der Braut erstlich einleitet.

Nach Vollendung desselben liegt es ihm ob, mit allen weiblichen Hochzeitsgästen zu tanzen, im Uebersehungsfalle wird er mit einem Meer von Schmähungen überschüttet.

Gegen Mitternacht beginnt das „Kranzelab-tanzen", bei welchem die nettesten Kärntner-

Vierzeiler zum Vortrage gebracht werden, die zuweilen nicht ganz den harmlosesten Charakter an sich tragen, sondern sehr oft mit Witz und Satyre gewaltig gepfeffert sind.

Nach dem Kranzelabtanzen windet die Brautmutter das Kränzlein aus den Haaren der Braut und überreicht es dem Bräutigam.

Mit dieser Handlungsweise schließt eigentlich die ganze Festlichkeit. Man versammelt sich wieder im Speisesaale und während Jeder sein „Bschadessen," bestehend aus „Spring- oder Prüglkrapfen", „Wurst" 2c. zusammenpackt, hält der Brautführer seine Abschiedsrede, die ich der Seltenheit halber hier im Auszuge mittheile. Er beginnt:

„Sämmtliche berufene und eingeladene Junggsölln und Jungfern, Mann- und Weibs-Personen, bei euch bedankt sich das ehrenreiche Brautvolk ganz freundlich, daß Ihr auf ihr geringes Bitten und Einladen so fleißig erschienen und hieher gekommen seid, daß ihr Ihnen habt das Geleit gegeben aus ihrer väterlichen Behausung übern kleinen Platz, Gassen und Straßen, Wasser und Land, über das geweihte Erdreich, über den Eisenfußtritt hin ins lobwürdige Gotteshaus zur priesterlichen Zusammenlegung. Es bedankt sich weiters der ehrenreiche Wirth- und Speisenmeister bei Euch dafür, das ihr seine Behausung und Tractirung nicht verschmäht, sondern geholfen habt, Tisch und Tafel zu besetzen. Er verhofft,

daß Keines wegen Essen und Trinken auf die Hochzeit gekommen sei, sondern nur der Braut und dem Bräutigam und dem heil. Ehestand zu Ehre, derohalben bittet Euch der ehrenwerthe Wirth und Speisenmeister, daß man mit dieser aufgesetzten Traction vorlieb nehmen und den Willen für's Werk annehmen soll."

Weiters richtet der Brautführer einige Worte ans Brautpaar. Er sagt: „Euch, liebe Brautleut', geb' ich drei Trauben aus dem Weinberg des Herrn. Die erste ist eine Traube des Glaubens, nach der schaut der Herr, und ohne derselben könnt Ihr ihm nicht gefallen. Die zweite ist die weiße Traube der ungefärbten Liebe, und erfreut den Nächsten, die dritte endlich ist die edle Muskateller-Traube des guten Gewissens und erfreut uns selbst. Alle Beeren, die darauf sind, sind süß und voll Wohlgeschmack, just so wie der Friede mit Gott und den Menschen.

Zum Schlusse spricht der Brautführer noch Folgendes:

„Vielgeliebte Hochzeitsleut! Zuletzt komme ich auf meine eigene Person, von wegen meiner jetzt fürgebrachten Worte. Mögt Ihr dieselben nicht übel auslegen oder ausdeuten, denn es weiß ein Jeder wohl, daß ich kein „privilegirter" Redner oder Leser, noch viel weniger ein gelehrter Brautführer bin, so daß ich meine Pflicht und Schuldigkeit aus'n Fundament verrichten könnt!

Mithin bitt ich gar freundlich, Ihr wollt es mir und meinem Unverstand zu- und aufmessen, und nit etwa dem ehrenreichen Bräutigam, welcher mich als einen unverständigen Brautführer hieher gestellt hat. Mithin wünsch ich allen Hochzeitsgästen eine glückliche gute Nacht und Euch, meine lieben Brautleut', wünsche ich zum heut angetretenen Ehestand tausend Glück und Segen."

Wie man sieht, steckt im Lieserthaler-Völklein etwas rednerisches Talent. Natürlich ist Obiges kaum ein Zwanzigstel der Rede, die der Brautführer namentlich bei den Protestanten zu halten verpflichtet ist und der alle Anwesenden mit offenem Ohr, Aug' und Mund entgegenlauschen.

Hat er vollendet, so schaut auch gewöhnlich der junge Tag durch die Fenster der Wirthsstube, und das Sonnengold webt um die Zinken des „Sonnblicks", „Faschauernocks" und wie die Gebirge alle heißen, seine glitzernden Netze. — Da kehrt auch das Brautpaar, begleitet von dem Brautführer heim, findet unterwegs den Steg gesperrt und gelangt auf Umwegen zur Behausung. Doch siehe da, auch dieselbe ist fest verriegelt. Auf heftiges Pochen und gereimtes „Worthakeln"* öffnen sich endlich die Thore, das Gesinde tritt aus der Flur und es überreicht die „Altdirn" zwar auf keinem sammtenen Polster,

* Streiten, polemisiren.

wohl aber auf einem blendend weiß gescheuerten Holzteller die Thürschnalle und begrüßt mit freudiger Miene die nunmehrige Gebieterin des Hauses.

Noch einen kurzen Scheidegruß spricht der Brautführer und nach einem derben Händedruck ist er fort und verschwunden, und der erste Act des Lebensbildes, das gar oft ein trübes, spärlich ein heiteres Ende findet, ist ausgespielt.

Nebst der Eigenthümlichkeit des Hochzeitsbrauches bewahrt der Liesertkaler noch andere Sitten und Gebräuche, die noch von der guten alten Zeit herstammen, und die nach und nach verschwinden werden, wenn mehr Bildung, mehr naturwissenschaftliche Anschauung ins Volk gedrungen sein wird.

Bilder aus dem Lavantthale.

Der Lavantthaler.

Wenngleich der Menschenschlag im „Paradiese Kärntens“ nicht der schönste ist, so ist er aber auch nicht der häßlichste. Mittlere Größe, kräftige Bauart kennzeichnet den Lavantthaler. Nicht selten vorkommend ist Kropf und Cretinismus, welch’ letzterer sich in mehrere Arten mit gewissen Benennungen theilt.

Die Namen für solche bedauerungswürdige Persönlichkeiten männlicher Seite sind gewöhnlich „Hascher“, „Toker“ und „Tost“. Wenn selbe aber bei Wirthschaften Haus- und Ackerarbeiten verrichten: „Hausstock“ und „Fex“. Für weibliche Cretins sind die Bezeichnungen „Dudl“, „Trep’n“ und „Tschankata“ gang und gebe.

Sie gewähren wahrlich einen Jammeranblick und ein mitleidiges und doch eckelerregendes Gefühl überkommt jeden Beobachter bei Gewahrwerdung eines solchen Wesens. Gehör- und

sprachlos, körperlich verunstaltet, sind die Armen leider zu oft das Gespötte roher Nachbarn.

Eine Hauptursache dieses bedauerungswürdigen Zustandes schreibt man dem allzufrühen Genusse des Obstmostes zu, der oft schon dem Kinde in der Wiege als Nahrungs- und Beruhigungsstoff verabreicht wird.

Häufig findet man selbst recht hübsch gebaute, schön gewachsene Gestalten, besonders in dem Gebirgen, welche mit dem größten Blödsinn behaftet sind und die der Volksmund mit dem Titel „gepritscht“ oder „angebrennt“ bezeichnet.

Die Sprache des Lavantthalers ist deutsch, natürlich in der eigenthümlichen aber immerhin nicht zu schwer verständlichen Mundart.

Der Charakter des Volkes ist im Ganzen genommen ein gutmüthiger und meist offener zu nennen.

Für das weibliche Geschlecht ist der Lavantthaler sehr eingenommen; leidenschaftlich in seiner Liebe wird er auch im größten Grade eifersüchtig. Der Mord ist gewöhnlich durch Eifersucht entstanden, so wie diese Ursache der meisten Schlägereien ist.

Für die Wilddieberei hat sonderlich der „Bergler“ (Gebirgsbauer) Neigung. Ich selbst habe Wilderer gekannt, deren Abenteuer gesammelt, einen netten Kranz von Novellen oder Volksgeschichten liefern würden.

Außer den angeführten Eigenschaften ist der Bergbauer auch im höchsten Grade abergläubisch. Er hält den Bestand der Hexen, Riesen, Bergmännchen und Luftgeister für pure Wahrheit und Niemand ist im Stande, ihn von dieser Meinung abwendig zu machen.

Besonders vorherrschend findet sich dieser Glaube bei Bauern, welche ihre Behausungen an den Gehängen der Saualpe haben, welche von ihnen wie ein Blocksberg betrachtet wird, wo die „Hexen" ihren nächtlichen Reigen abhalten, in den Ställen das Vieh verzaubern und „Wolk'n schiabn thuan", zum Unheil der Landwirthe.

Wie groß der Aberglaube mancher Leute ist, beweist übrigens ein bezeichnender Fall aus dem Anfang der Sechziger Jahre, wo die vom Hagel schwer heimgesuchten Theissenegger-Bauern in dem Schauergewölke ihren nicht besonders beliebten Pfarrer reitend bemerken wollten, somit glaubten, er bringe ihnen den Hagel, und demzufolge auf ihn eindrangen, so daß er sich förmlich vor der rohen Volkswuth flüchtend aus dem Staube machen mußte.

Große Furcht hegt der „Bergler" vor Zigeunern und herumziehenden Vagabunden, die er in den meisten Fällen als Unglücksboten betrachtet und ihnen deshalb auch gerne gibt, was sie verlangen, damit sie nur weiterziehen.

Die Tracht des Lavantthalers ist der des Steirers sehr ähnlich. Die Männer tragen gewöhnlich hohe, über die Knöchel gehende, fest genagelte Bundschuhe, blaue oder weiße Strümpfe, bock- oder hirschlederne schwarze Kniehosen, meist grellfärbige Westen mit großen Zinn- (Reiche selbst mit Silber-) Knöpfen, eine kurze Tuchjacke, und einen niederen Filzhut, den er als „Bursche" mit einem Blumensträuschen oder mit einem „Kranabethstäudel" ziert. Die Bursche der Berge haben Schildhahn- oder Haselhuhnfedern am Hute.

Der Bergler steckt gewöhnlich ganz in Loden, den die grünen Aufschläge recht kleidsam machen.

Das weibliche Geschlecht trägt niedere Schuhe, „zizene" (Kattun) blaugedruckte „Kittels" (Röcke), gewöhnlich ein langes Vortuch; dann die faltenreichen Spenser mit Puffärmeln, die Kärnterhaube mit Goldstickerei und langen Bändern, einen schwarzen Filzhut, oder den charakteristischen Lavantthalerhut — eine circa drei Schuh breite Strohscheibe mit ganz niederem Gupfe, welcher, da er oben mit einem schwarzen Seiden- und unten mit einem rothen Leinwandüberzug ausgestattet ist, frei aus der Verkleidung hervorragt.

Was die Wohnung des Lavantthalers betrifft, so macht dieselbe gerade nicht den günstigsten Eindruck auf den Beobachter.

Sie ist gewöhnlich unreinlich. Die Häuser im Gebirge und abseits der Adern des Verkehrs sind meist aus Holz und mit Stroh eingedeckt. Größeren Luxus im Bau entwickeln die Wirthschaften an der Straße, insbesondere an der das Thal von Norden nach Süden durchziehenden Reichsstraße.

Ober der Hausthüre zeigt ein angenageltes schwarzes Täfelchen den Vulgar-Namen und die Haus-Nummer.

Nach dem Vermögen und dem Grundbesitze theilen sich die Lavantthaler in drei Abtheilungen, nämlich in die Höfler, das sind Besitzer, deren Behausungen (weil meist groß und gemauert) „Hof“ genannt wird, wie z. B. Schmelzhof, Weierhof, Buchhof ꝛc. mit einem bedeutenden Grund zusammenhängen und gewöhnlich auch noch eine oder mehrere Keuschen nebenbei haben; dann die „Hubbesitzer oder Bauern“, d. s. Eigenthümer einer Realität mit geringerem Grund und Boden und endlich in die „Keuschler“, Besitzer einer kleinen Hütte mit kaum nennenswerthen Grundstücken.

Tritt man in das Innere einer solchen Landbehausung, so kommt man zuerst in die Laube. Von dort führt eine Thür in eine große schwarze Stube, die „Rauchstube“ oder „Roachstubn“, in welcher der Familienherd nahezu ein Viertheil des Raumes einnimmt.

Bei diesem pflegt die geschäftige Hausfrau, „Bäurin“ oder „Muata“ oder auch „Sei“ (Sie) genannt zu arbeiten. In einer Ecke der rauchigen, kleinfenstrigen Stube steht ein großer, viereckiger Tisch, an dem auch der Familienrath gehalten wird und an dem sich sämmtliches Hauspersonale zur Mahlzeit zusammenfindet.

Ueber dem Tische in der Mauerecke ist häufig ein Wandaltärchen angebracht, oder es hängt eine hölzerne Taube, den heil. Geist vorstellend, mit einem übergroßen fächerartigen Papierschweife von der Zimmerdecke hernieder. Außer dieser Stube trifft man noch die „Bauernstube“, die der Besitzer mit seinem Weibe einnimmt und „s' Möntschr-Zimmer“, eine Schlafkammer für das weibliche Dienstvolk. Blitzableiter findet man selten an den Häusern oder Stallungen. Die Hauptnahrung des Lavantthalers besteht aus Mehlspeisen und Vegetabilien. Morgens Mehlsuppe, Mittags Sterz und Abends mittägige Ueberbleibsel stehen gewöhnlich auf der Speisekarte. Zu vor- und nachmittägiger Essenzeit nimmt man Brot und Mostobst, welches Getränk volksthümlich ist. Im Ganzen sind die Lavantthaler ein kerngesunder Menschenstamm.

Hochzeiten im Lavantthale.

Unter den vielen Sitten und Bräuchen, die dem Lavantthaler eigen sind, nehmen den ersten Rang die Hochzeitsgebräuche ein. Man sollte meinen, daß unter dem Volke die Convenienz nicht bestehe, weil man bei Leuten, die so aufwachsen wie das Bäumchen im Walde, die Natürlichkeit und Urwüchsigkeit zu suchen gewöhnt ist. Wer jedoch glaubt, daß diese dem Volke so unbekannt sei, der irrt sich, nur zu häufig begegnen wir auf dem Lande solchen Heirathen, deren Bestand in derselben gründet. Zumeist spielt selbst in der Ländlichkeit die Geldgewinnung eine große Rolle.

Auf den sittlichen Charakter der Ehebündnisse, auf das gegenseitige Glück oder Unglück der Ehegatten rc., wollen wir uns nicht einlassen, die weitere Anschauung solcher Verkettungen liegt außer unserem Bereiche; wir bleiben bei der Schilderung der Sitten und Bräuche bei

jenen Festlichkeiten, mit welchen die gedachten Ereignisse im Familienleben eingeleitet werden. Hat irgend ein bäuerlicher Schöner des Thales sich in ein Liebchen „verschaut“ und will er es zum Altar führen, so darf nicht er um den Gegenstand seiner Liebe bei den Eltern oder dem Vormund anhalten, sondern es müssen ein paar gute Freunde auf sein Ersuchen für ihn „ins Bittl geahn“, d. i. bei den Eltern des Mädchens um selbes anhalten. Wird eine gegenseitige Einigung erzielt, so schreitet man zur Feststellung des Ehevertrags; früher wird die Braut auf „die Bschau“, d. h. Beschau vom Eigenthume des Bräutigams geführt und beim Pfarramte das Weitere und Nöthige veranlaßt. Einige Tage vor der Hochzeitsfeier hat die Brautmutter mit der Kranzljungfer, dem Brautführer und den Brautleuten die Einladungen der Hochzeitsleute zu besorgen. Die Ladenden sind bei dieser Gelegenheit festlich gekleidet und die Kranzljungfer trägt in den Flechten ihrer Haare ein Kränzchen von Flitter und Rauschgold. Die Brautmutter hat auf dem Kopfe den weiten, eigenthümlichen „Lavantthaler-Huat“ und der Brautführer trägt einen langen, schweren Tuchrock am Leibe, einen Stock mit rothen Bändern in der Hand und einen großen Blumenstrauß am Hute.

Rückt der Hochzeitstag heran, so wird zeitlich Morgens dem Bräutigam von den Musikanten

ein „Hofrecht“ gebracht. Nach diesem wird zur Braut und den übrigen Betheiligten gezogen.

Im Hause der Braut versammeln sich nun alle Geladenen, der Vater derselben gibt ihr den Segen, vereinigt das Paar gleichfalls segnend und wünscht beiden alles Beste zu ihrem neuen Stande. Die Kranzljungfrau schmückt nach dieser Scene alle Hochzeitsgäste mit Blumen und sämmtliche ziehen sodann unter Musikklang in die Kirche. Hat sich die Braut während ihres ledigen Standes mit einem Manne vergangen, so darf sie kein Rosmarinkränzchen in den Haarflechten tragen.

In der Kirche angekommen wird eine Messe gehört, nach derselben die Trauung vollzogen. Den Schluß der Handlung in der Kirche bildet das „Johanni-Segen-Trinken“, welches darin besteht, daß man den Hochzeitsleuten Wein darreicht, und das „Opfergehen“, wobei alle Anwesenden um den Altar gehen und auf einen bereitstehenden Teller ein Opfergeld für den Pfarrer als freiwillige Gabe hinlegen müssen. Ist dieses geschehen, so begeben sich Alle in das Haus der Braut oder in's Gasthaus, auf welchem Wege der Gesellschaft allerlei komische Hindernisse begegnen.

Von nun an wird die Seele der Gesellschaft durch den „Baßgeiger“ gebildet, dem die Verpflichtung obliegt, durch allerlei Schnacken

und Schnurren, Scherze und Possen dieselbe zu unterhalten. Gegen 11 Uhr beginnt das Frühstück, welches aus Suppe und Krennfleisch besteht. Nach demselben wird der Reigen des Tanzes vom Bräutigam mit der Braut eröffnet, hierauf tanzt der Brautführer mit der Braut, dann mit der Kranzljungfer, endlich mit allen anwesenden Frauenzimmern. Beginnt der Abend zu dämmern, so folgt des Magens schwerste Stunde, es wird zum Essen, in ergiebigster Weise geschritten, welches durch das unvermeidliche „Schmalzmuß als Bschadessen" sein Ende findet.

Um Mitternacht beginnt das sogenannte „Kranzltanzen". Bei dieser Handlung bilden die Männer einen Cirkel und nur die Weiber tanzen. Gewöhnlich wird ein „Landler oder Steirischer" gespielt und die Zwischenpausen durch „Plapperliadeln", die das Pikante der Hochzeit bilden, ausgefüllt.

Dieselben sind meist aus dem Stegreif und treffen gewöhnlich in satyrischer Weise diesen oder jenen der anwesenden Gäste.

Als Beispiel mögen folgende paar Proben gelten:

Mei Bua is a Holzknecht,
A Schattenpeckar,
Und du kannst ja nit mein sein,
Du Tintenleckar!

Eh i mein Buab'n loß,
Eh loß i Oll's,
Enter noch Schua und Strümpf,
S' Tüachl von Hols.

Won die Kirch'n a Wirthshaus war,
Und s Diand'l a Oltor,
Do wollt i a Pfarrer sein
A drei a vier Johr!

Won i lei di nit bekim,
S'is ka Kinigreich hin,
Seind wohl mehr scheane Diandlan
In Loff'nthal d'rin.

Nach dem Kranzltanzen wird wieder dem Magen durch wackeres Essen volle Rechnung getragen. Manche Hochzeiten währen oft auch zwei Tage, je nach den Vermögensverhältnissen der Leute, da die Gäste gleichmäßig an den Kosten theilnehmen und das Brautpaar frei ausgeht.

Begräbnisse im Lavantthale.

Bietet schon der „Ehrentag“ des Lavantthalers in seinen Eigenthümlichkeiten dem Beobachter viel des volksthümlich Interessanten, so zeigt sich ebenfalls beim Erlöschen eines Menschenlebens Manches, was unter das Capitel von Brauch und Sitte eingetragen zu werden verdient.

Wird die geweihte Mariazeller-Wachskerze in der Hand des Verscheidenden von einem aus der Verwandtschaft, oder von Leuten der Umgebung ausgeblasen und hat der auf dem Todtenbette Liegende seinen Geist ausgehaucht, so drückt der dem Todten Zunächststehende demselben die Augen zu und man macht Anstalt, daß die Leiche aufgebahrt werde. Dieser Vorgang ist ganz einfach. Der Todte wird gewaschen, dann angekleidet und auf ein über das Bett gebreitetes „Leinlach“ (Leintuch) gelegt. Nächst dem „Happ'n-polster“, d. i. dem Kopfkissen, steht gewöhnlich

ein Oellämpchen, bei wohlhabenderen Bauern ein paar Leuchter mit Unschlittkerzen und ein Crucifix inmitten zwischen denselben, während zu Füßen ein Schälchen mit „Weichbrunn" (Weihwasser) hingestellt wird, in dem sich ein Buchsbaum- oder Tannensträußchen zum Besprengen der Leiche befindet. Ueber den Aufgebahrten wird dann ebenfalls ein schneeweißes Linnentuch gebreitet, damit der Todte dem Beschauer „kan Graus'n einjaickt", d. h. keinen Schrecken verursacht.

Das Bahrtuch, womit der Leichnam zugedeckt wird, ist gewöhnlich noch einmal so lang, als dasjenige, worauf derselbe liegt. Es gehört demnach auch jenes dem einsegnenden Pfarrer, während dieses dem Meßner gehört, früher — das war in der Zeit vor der neuen Schulära — dem Lehrer, der als Meßner und Cantor zugleich fungirte, zufiel und gewissermaßen eine kleine Abschlagszahlung der Begräbnißkosten bildet. Diese Tücher werden gewöhnlich verkauft, denn denselben schreibt der Unter-Lavantthaler, namentlich in den Ortschaften Maria-Rojach, Ettendorf, St. Ulrich, Steinberg u. s. w. eine merkwürdige Wirkung zu. Sie sind nämlich, zu Hemden gefertigt, ein gründliches Mittel gegen Dienstesentweichung. Giebt man einem neu verleihkauften Dienstboten ein von dieser Leinwand gefertigtes „Pfôad", d. i. Hemd, als

Lohnttheil, so wird derselbe, so lange er das Hemd trägt, niemals seinen Dienst verlassen.

Daß aus dieser Ursache der Preis dieser Linnentücher kein kleiner ist und diese mit Nutzen verkauft werden, ist leicht denkbar.

Während der Todte zur Schau auf der Bahre liegt, werden die weiter entfernten Nachbarn und allfälligen Blutsverwandten durch einen „Leichenboten" von der Trauernachricht verständigt und zur „B'stattung" eingeladen. Die nahen Nachbarn versammeln sich aber zeitweise an der Bahre und beten ihre Paternoster und Rosenkränze oder erzählen sich in der Nacht, in der sie die „Leichenwacht" halten, bei Most und Braunnudeln* gar grußliche G'schichten von „Onwakln" und „Geisterklopfen" oder legen Träume aus und combiniren Nummern für die kommende nächste Ziehung in der kleinen Lotterie. Der Todte wird fast gänzlich vergessen, er liegt abseits in der Zimmerecke unterm Heiligen-Geist-Altärchen.

Nach 48 Stunden findet die Bestattung des Leichnams statt. Bei Leuten in der Ebene, namentlich am Sitze eines Pfarrortes, kommt der Pfarrer selbst in das Haus des Hingeschiedenen und hält hier die Ceremonien. Anders ist es in von der Pfarre entlegenen oder im

* Braunnudel ist eine Brotgattung aus Weizenmehl gebacken. Wird dieselbe mit gehackter und gekochter Leber angefüllt, so führen diese Kuchen den Namen „Leberlan."

Gebirge befindlichen Ortschaften. Da versammeln sich die Bekannten und Freunde des Verstorbenen im Trauerhause und einer aus ihrer Mitte hält an der Bahre vor den bäuerlichen Zuhörern eine ergreifende Leichenrede, in der die guten und auch schlechten Eigenschaften des Todten untersucht und geschildert werden.

In den meisten Fällen ergeht sich der Sprecher in eine Lobrede über den Verstorbenen, die darin gipfelt, daß er jenen Anwesenden, die der Hingegangene im Leben vielleicht einmal beleidigt haben sollte, die Abbitte leistet und selbe bittet, dem Todten auch zu verzeihen und ihm keinen Haß und keine Feindschaft in die Grube nachzutragen, da ja auch er in der letzten Stunde mit Gott und der Welt ausgesöhnt, sein Dasein beschlossen habe.

Manche Leichenredner verstehen das „Rödgschäft“ so nachdrücklich zu üben und so zum Herzen zu sprechen, daß sämmtliche Zuhörer zu „flenen und höschazn“* beginnen, so daß das „Grerwerch“** einen Stein erweichen könnte. Nach rührender Ansprache besprengen sämmtliche Leidtragende den Todten nochmals mit Weihwasser, dann wird derselbe in den Sarg gebettet und von vier „fest'n Mandern“*** auf den Friedhof getragen.

* Weinen und Schluchzen.
** Gewimmer.
*** Starken Männern.

An der Friedhofthüre erwartet der Pfarrer mit dem Meßner den Leichenzug, besprengt die Leiche und die Leidtragenden unter einem kurzen Gebet mit Weihwasser und unter Vortritt des Pfarrers, der das Miserere anstimmt, wird der Sarg nach dem Kirchhof zum bereits hergerichteten Grabe getragen und in die Erde gesenkt. Jeder, der dem Todten die letzte Ehre erwies, wirft mit einem „Herr, gieb ihm die ewige Rua", drei Schaufeln Erde auf die Truhe und verfügt sich dann in die Kirche, in deren Mitte ein castrum doloris aufgestellt ist und in welcher — da derlei Beerdigungen in der Regel Vormittag stattfinden — unmittelbar nach der Einsargung bis gegen Mittag hin die Vigilien gehalten werden. Ist die kirchliche Handlung vorüber, so findet, wie bei den alten Griechen das Leichenmahl, entweder im Hause des Verblichenen, oder aber im Dorfwirthshause das „Todtenmahl" statt, das bei den wohlhabenden Bauern oft 200 bis 300 Gulden kostet und an dem ebenfalls alle Leidtragenden Theil nehmen.

In düsterer, beschaulicher Stimmung verfliegt bei diesem wahren „Traueressen" die Zeit, dessen Zwischenpausen durch allerlei Gebete oder durch Absingung geistlicher Lieder ihre Ausfüllung erhalten. Die Kosten dieses Mahles werden aus dem Nachlasse von den Erben be-

stritten, denen die Theilnehmer nur durch ein inniges „Vergelt's Gott" ihren Dank ausdrücken. Gegen Abend geht alles auseinander und heim. Bemerkt muß noch werden, daß während der Zeit, als der Todte im Hause aufgebahrt liegt, nur die nothwendigsten Hausarbeiten verrichtet werden dürfen, — denn es darf die Ruhe des Todten durch nichts gestört werden.

Die Osterfeuer im Lavantthale.

Nicht bald wird ein freudiges Gefühl trotz seiner Eigenthümlichkeit sich so leicht durch sich selbst erklären, als jenes, welches alljährlich beim Herannahen der Osterzeit Arm und Reich, Jung und Alt, im Süd und Nord, im Ost und West durchschauert, das alle Herzen der Freude öffnet, und welches durch die ganze Erde gleich einem einzigen Jubelrufe tönt.

Feiert doch zur selben Zeit, in welche für die Kirche der Kultus des heiligsten Dogmas fällt, die ganze Natur das Fest der Auferstehung aus dem winterlichen Todesschlummer, und während jeder Theil in seiner Weise sich zu neuem Leben regt, begeht auch der Herr der Schöpfung das Wiegenfest des Frühlings, während er nur jenem Gefühle seine kindlich fromme Huldigung darzubringen meint, welches gleichsam seit seinem Entstehen in ihm genährt,

durch sein ganzes Leben ihn begleitet und selbst in der Todesstunde ihn nicht verläßt.

Der Ernst der stillen Woche beugt unwillkürlich Geist und Gemüth darnieder und desto freudiger raffen beide sich empor, wenn mit dem ersten Schall der Glocken, deren ehernen Mund zwei Tage hindurch düsteres Schweigen fesselte, zugleich das in dem Innern der Kirchen ertönende Halleluja ein tausendfaches Echo weckt.

Dort wo Natur und Lage es gestatten, wird der Gesang aus dem beengenden Raume jener Tempel, welche Menschenhände erbauten, hinaus getragen in den ewigen Himmelsdom, um — wenn auch sein eigentlicher Laut verstummt, in allgewaltiger Zeichenschrift zu Herz und Sinn zu reden.

Das paradiesische Lavantthal ist von Natur zur unabsehbaren Riesentafel für solch eine Zeichenschrift gestempelt, die in hundert und abermals hundert Lettern in der Nacht vor dem ersten Ostertage von den Höhen hernieder flammt.

Kaum dürfte sobald ein zweiter Punkt sich finden, an welchem eine derartige Beleuchtung, hervorgebracht durch angezündete Holzstöße, ein großartigeres Schauspiel gewähren könnte, als eben hier, wo die das Thal begrenzenden Höhen, die Saualpe im Osten, Choralpe im Westen, dann der Gumitschberg, der Gössel, Kamp u. s. w., die durch ihre Lage eine unbegrenzte

Ansicht vom Thalboden aus, bis zu den Gipfeln gestatten, jetzt gleichsam als ungeheuere und hell erleuchtete hintereinander aufsteigende Terrassen erscheinen.

Betreten wir einmal an der Hand der Fantasie in solch einer Osternacht die Niederung des Lavantthales.

Die letzten Klänge der kirchlichen Auferstehungsfeier sind verhallt, die laute Festlichkeit ist einer erhabenen Sonntagsruhe gewichen, die sinkende Sonne, deren Strahlen die Gipfel der Berge mit einem rosigen Schimmer umziehen, beleuchtet zugleich Schaaren von bereits im Sonntagsstaat prangenden und ihren Behausungen zuschreitenden Kirchengängern und ist die Nacht hereingebrochen, so läßt wohl Nichts selbst nur leise ahnen, welch prachtvolles Schauspiel jetzt unter ihrem Schatten vorbereitet wird.

Die silberne Mondessichel steht wie sonst am tiefblauen, mit Miriaden von Sternen besäeten Himmel, die wie eben so viele goldene Aeuglein auf die Erde niederblicken; die ganze Natur athmet die tiefste heilige Stille. Jetzt künden die Schläge der Thurmuhr Mitternacht und bald darauf werden die träumenden Schläfer durch ein endloses, anfänglich dumpfes, später aber immer lauter werdendes Gekrache von Pöllern aus Nah und Fern aufgeschreckt. Alt

und Jung eilt nun in's Freie, selbst Kinder entreißen sich gewaltsam der größten Wonne der ersten Jugend, dem Schlafe, und klammern sich an die Erwachsenen, die jetzt in dichten Schaaren der langen Brücke „am Priel“ zu pilgern, um dort ein Bild zu schauen, dessen Anblick ihnen nur einmal im Jahre und zwar zur Osterzeit gegönnt ist, und welches Jedem, der es zum erstenmal erblickt, einen Ausruf der Bewunderung entreißt.

Ringsum auf den Höhen der Berge und Alpen, in der Tiefe des Thales zeigen sich dem Auge unzählige von Freudenfeuern, die wie das Opferfeuer Abel's zum Himmel lodern. Schweigend steht man, von dem Zauber der erhabenen Scene gefesselt, welche durch Worte nicht geschildert werden kann, und welche um 2 Uhr Morgens ihre größte Erhabenheit erreicht. — Gleich feurigen Schlangen wälzen sich nah und fern in der Berge Mitterspiel zahlreiche Fakelzüge, die in dem feuerpunktirten Boden gleichsam Schriftzüge bilden, aus denen die ewigen und unendlichen Machtworte Jehova's: „Es werde Licht!“ zu entstehen scheinen.

Und es wird auch Licht, denn der Morgen beginnt zu grauen und zugleich der Kampf zwischen Nacht und Tag, der stets mit des letzterem Siege endet. Die Sterne erbleichen und es ist, als hätten sich dieselben auf den

Grund des Thales gesenkt, welches im tausendfachen Feuerglanze noch dem trunkenen Auge des Beschauers entgegenglänzt.

Vom Mausoleum am Gumitsch tönen Liederklänge, welche den Tag des Herrn in würdiger Weise verkünden.

Noch um 3 Uhr Morgens glänzen zahllose Lichter an den Bergabhängen und wandelt eine dicht gedrängte Menschenmenge hin und wieder. Da mit einem Male ertönen auf den leichten Flügeln der Morgenluft getragen, die ersten Klänge des „Ave Maria" von der Markusglocke in Wolfsberg, in welche sich bald harmonisch das vielfältige Gebimmel der Kirchenglocken von St. Jakob, St. Johann, Marein, St. Thomas und vielen anderen Orten mengt, welches dann immer leiser und leiser verhallt.

Die Erhabenheit dieses Momentes ist geeignet, selbst der schwärzesten Menschenseele Gefühle von Andacht einzuflößen und sie zum stillen Danke gegen denjenigen zu begeistern, der die Welt so herrlich und wundervoll gebildet hat.

Die Brust geschwellt von den innigsten Gefühlen, sucht, wenn die Lichter zu verlöschen beginnen, jeder Einzelne seine Behausung auf, um wo möglich unter dem Gekrache der Pöller einen stärkenden Morgenschlummer zu finden.

Ein heiterer Ostermorgen ist über das Lavantthal herangebrochen, kein einziges Licht flammt jedoch mehr auf zum strahlenden blauen Himmel, von welchem das schönste aller Lichter, die goldene Sonne niederblickt, zu der sich die Lerche aufschwingt, dem Schöpfer eine jener Morgenhymnen singend, denen sonst das Ohr des Wanderers so gerne lauschet, dessen Mund jetzt aber selbst einstimmend sie begleitet, da er aus ihr die Worte zu vernehmen glaubt:

„Soli Deo gloria!“

Der Prügelsonntag.

In der Stadt Wolfsberg im Lavantthale, hart nächst der gemauerten Brücke, welche die obere Stadt mit der unteren verbindet, unmittelbar am linken Ufer der dahineilenden Lavant, steht ein Wohngebäude mit einem Kirchlein, das „Heil'gen Blutspital“, darum so genannt, weil das Erstere ein Heim der Pfründner, ein Unterkunftshaus für dortige Stadtarme und Letzteres ein dem heil. Blute geweihtes Gotteshaus ist.

Im Mittelalter, als die Juden in unserem Lande feste Wohnsitze hatten und namentlich in Wolfsberg sehr zahlreich ansässig waren, diente besagtes Gebäude sammt Kirche als Bethaus. Die Juden hatten sich nach ihrer Zerstreuung in dem Abendlande überall in den Städten niedergelassen, hatten sich durch Handel im Großen wie im Kleinen bereichert und sich hiedurch den Neid und die Mißgunst des unbemittelten Volkes zugezogen.

Manchesmal mochte es wohl auch geschehen sein, daß sie durch unerlaubte Mittel ihre Handelsvortheile suchend, zu gerechten Klagen und Beschuldigungen Anlaß gaben. Nimmt man noch dazu den schneidenden Gegensatz, der sich sowohl in kirchlicher Hinsicht als im Privatleben zwischen ihnen und den Christen so bezeichnend zeigte, so kann es nicht Wunder nehmen, daß so häufige Streitigkeiten sich ergaben.

Hier wurden Juden vertrieben, weil sie nach langen Martern ein Kind getödtet und dessen Blut zu ihren Zaubereien benutzt, dort, weil sie Christenkinder gefangen und verheimlicht haben sollten, im Grunde aber geschah es nur, weil man nach ihren wirklichen und vermeintlichen Reichthümern begierig, dieser durch Vorschützung eines religiösen Grundes am leichtesten habhaft werden konnte.

Dieser Kampf, der zu jener Zeit und noch sehr lange darnach allgemein geworden war, bis endlich eine menschenfreundliche, auf Grund der in diesem Punkt so lange verkannten Christenlehre aufgebaute Duldsamkeit demselben zu Ehre der Menschheit wenigstens öffentlich ein Ende machte; dieser Parteikampf bildet auch den Hintergrund der Handlung, welche in den nachfolgenden Zeilen geschildert werden soll, und die das Anfangs besagte Gebäude zu seinem Schauplatze hat. Blicken wir zurück in das Jahr 1338,

so finden wir Wolfsberg von Juden reich bevölkert. Aus dieser Zeit erzählt uns die Sage folgende Begebenheit: Im August des Jahres 1338 unter der Regierung Ludwig's IV. und des Papstes Benedikt XII., als der Graf Ulrich von Pfannberg als Vicedom über die Bamberg'schen Herrschaften in Kärnten regierte, hat ein Geistlicher aus dem dortigen Minoriten-Kloster, in der Absicht, die Juden zu bekehren, sich vielseitig mit denselben abgegeben und ihnen die Grundsätze der christlichen Religion mitgetheilt.

Er erklärte ihnen auch die Wesenheit, Kraft und Wirkung des Altarsacraments und wie Christi Fleisch und Blut in der Hostie enthalten sei.

Die Juden wollten seinen Worten nicht glauben, und verlangten Beweise. Diese lieferte er ihnen dadurch, daß er einen Esel vorführen ließ, selben eine geweihte Hostie vorhielt, worauf jener sogleich auf seine Knie sank. Die Juden waren aber dadurch nicht bekehrt worden. Sie wollten weitere Beweise. Um eine hohe Summe Geldes erkauften sie vom Minoriten-Pater drei geweihte Hostien. Mit diesen begaben sie sich in ein Zimmer ihres Bethauses, warfen sie auf den Tisch, durchstachen sie mit Messern, worauf Blut aus den zerstochenen Hostien floß. Die Juden hierüber erstaunt und verwirrt, nahmen die Hostien und warfen sie in das

Feuer des nächststehenden Kamins, wo aber die Hostien, wie von den Flammen emporgetragen, unversehrt aus dem Ofen herausflogen und im Zimmer herumschwebten.

Nun wuchs die Bestürzung der Juden noch mehr, und um jede Spur ihrer Missethat auszulöschen, beschlossen sie, die Hostien, die das Feuer verschont hatte, durchs Wasser zu vertilgen. Sie trugen sie daher aus ihrer Wohnung ans Ufer der die Stadt durchschneidenden Lavant und warfen sie, nahe dem gegenwärtigen Grafengarten, dort wo noch heutigen Tages der Judenstein aus den Wellen hervorragt, in den Fluß, in der Meinung, daß die Heftigkeit des reißenden Wassers die Hostien hinwegschwemmen und so jedes Andenken an ihre ruchlose That verwischen werde. Aber es geschah nicht so, sondern als zu jener Zeit der Gemeindehirte eben seine Heerde auf die am Ufer der Lavant gelegenen Gemeindeweiden trieb, fiel das Vieh unter Brüllen auf seine Knie und verharrte in dieser Stellung.

Als nun der Hirte ob dieses Ereignisses an das Ufer trat, bemerkte er, wie drei Hostien, mitten im strömenden Flusse die Festigkeit der dahintobenden Wellen überwindend, leicht und ruhig auf dem Wasserspiegel herum und durch einen mitten im Fluß sich erhebenden Fels durchgeschwommen seien, gleichsam als hätte der

harte Stein sie nicht im mindesten in ihrer Bewegung gehindert. Verwundert über diesen Anblick machte der Hirte Anzeige beim Stadtpfarrer. Alsbald wurde die Sache ruchbar und in Processionen zogen die Städter zum Wunderort. Der Pfarrer wollte die Hostien einfangen, was ihm aber nicht gelang. Es mußte ein Würdigerer gefunden werden. Zu jener Zeit lebte in den drei Stunden von Wolfsberg gelegenen Stifte St. Paul der fromme Abt Heinrich, der im Geruche der Heiligkeit stand. Diesen bat die Bürgerschaft, die Hostien zu erheben. Abt Heinrich verfügte sich nach Wolfsberg, ordnete ein dreitägiges Fasten an und zog dann, von der ganzen Ortsgeistlichkeit begleitet, hin zum Flusse. Nachdem er zu Gott bat, ihm die Gnade zu verleihen, die Hostien erheben zu können, gieng er an die That. Zwei Hostien flogen auf das geweihte Tellerchen, die dritte aber stieg zum Himmel empor und der Umgang zog voll Freude am 19. August 1338 als am Tage der göttlichen Gnade in die Stadt.

Die zwei Hostien wurden in einer eigenen Monstranze zur Anbetung am Hochaltar der Pfarrkirche ausgestellt. Den Juden aber machte man den Proceß, der damit endete, daß 70 hingerichtet, die Andern aber alle aus Wolfsberg vertrieben wurden. Das Minoritenkloster wurde aufgehoben und das Kloster den Augustinern

eingeräumt. Aus dem Bethause wurde die heutige Heilige Blutkirche. Zum Andenken an die Judenaustreibung wird allabendlich die „Neun Uhr-Glocke“ geläutet. Das Läuten mit dieser Glocke wurde nämlich als Zeichen verabredet, daß die versammelte Volksmasse auf den ersten Ton derselben über die Juden herfallen und sie aus der Stadt vertreiben sollte, was auch unter Plünderung und Mißhandlung geschah. Da dieses Abends um 9 Uhr vorging, so wurde als Erinnerung daran das viertelstündige Läuten um diese Zeit bis auf heute beibehalten. Die Austreibung der Juden aus Wolfsberg geschah am ersten Sonntag nach dem Dreikönigstage des Jahres 1339. Im Volke des mittleren Lavantthales lebt dieser Tag auch noch heute in der Erinnerung fort als „Prügelsonntag“. An diesem Tage findet man die Marienstatue am Platze in Wolfsberg mit künstlichen Würsten behangen, und der Bauernbursche sichert sich an diesem Tage den Besitz seiner „Schean“* für die Dauer des Jahres dadurch, daß er ihr im Wirthshaus Braten und Wein gleichsam als Leihkauf vorsetzen läßt, indeß ihm das „Diandl“ eine Wurst gibt. Diese Sitte verdankt ihren Ursprung folgender mit der vorstehenden Begebenheit im engsten Zusammenhange stehenden Sage. Dieselbe erzählt: Zur Zeit, als sich der

* Geliebten.

Judenstreit mit den heiligen Hostien in Wolfsberg abspielte, standen sich Christen und Juden äußerst schroff gegenüber und beiderseitig war man bestrebt, einander los zu werden. Da ereignete es sich, das ein bildhübsches Judenmädchen mit einem christlichen Fleischergehilfen Wolfsbergs ein Liebesverhältniß unterhielt. Das Mädchen vertraute ihrem Geliebten, daß ihre Glaubensgenossen einen Plan im Schilde führen, nach welchem die Vertreibung der Christen aus dem Stadtgebiet in Aussicht genommen sei.

Der Fleischer theilte dieses seinen Glaubensgenossen in allem Vertrauen mit, diese rüsteten sich, um einem allfälligen Anfall gebührend begegnen zu können. Die Geliebte des Fleischers versprach ihm Tag und Stunde durch eine Wurst, die sie an der Frauensäule am Platze anbringen werde, genau zu bezeichnen.

Die Christen, ob des Vorfalles mit den drei Hostien tief erbittert, warteten mit kaum zurückzuhaltender Wuth den Aufstand ab. — Endlich zeigte sich das verabredete Zeichen an der Frauensäule, der Aufstand sollte in der Dunkelheit am ersten Sonntag nach heil. Dreikönig beginnen.

So geschah es auch! Der Kampf brach los und die Wolfsberger, des Anfalls gewärtig, bekamen die Oberhand über die Juden, vertrieben sie aus der Stadt Wolfsberg und drängten sie bis nach Knittelfeld zurück.

Zufolge dieses Ereignisses lebt nun seit Jahrhunderten dieser Sonntag als „Priglsunti“ im Volke fort und zum Andenken an die Anhänglichkeit des Judenmägdleins wird die Wurstspende seitens der allfälligen ländlichen Geliebten noch getreulich eingehalten. Auch heuer war die Frauensäule reich mit großen Würsten, deren Füllung aus rothen und weißen Rüben bestand, behangen. Diese Würste sind auch ein Erkennungszeichen der Treue der Geliebten. Fällt selbe beim Braten vom Bratspieß, so ist mit dem Abfall der Wurst auch der Abfall der Geliebten bestätigt.

Schließlich erwähnen wir nur, daß laut Decret vom 10. März 1496 Kaiser Maximilian den Ständen von Kärnten die gänzliche Austreibung der Juden bewilligte, wofür die Stände sich zum Ersatze des Judenzinses verpflichteten.

Bilder aus dem Gailthale.

Gailthaler Volksbräuche.

Wenn der Fremde Kärnten besucht und sich Villach zum Standquartier für seine Ausflüge auserkießt, soll er nicht verabsäumen, eine Partie ins Gailthal zu unternehmen. Es ist dieß ein Thal, das durch die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, ihrer Sitten und Bräuche, Tracht und Umgangsweise, ich möchte sagen schon an und für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet.

Das Thal, welches sich von Westen nach Osten zieht und von dem dasselbe durchfließenden Wildwasser der Gail den Namen hat, beginnt beim Markte Mauthen und endet bei dem Orte Müllnern nächst Villach und kann mit Fug und recht ein Seitenthal des interessanten Drauthales genannt werden. Das Gailthal theilt sich wieder in das obere und untere Gailthal und beginnt erst genanntes Thal bei Mauthen und schließt bei Hermagor, in das letzteres von Hermagor ostwärts sich hin bis gegen Villach

ausbreitet. Während im oberen Thale deutsches Wort und deutsche Sitte zu finden ist, begegnet man in Unter-Gailthal der slavischen Sprache und den windischen Bräuchen, die in Betreff ihrer Eigenthümlichkeit besonders gewürdigt zu werden verdienen. Eingesäumt wird das Thal von den Julischen- und Gailthaler-Alpen, deren höchste Kuppen wie der Reiskofel 2361·8 Meter, der Dobratsch 2153·8 Met., der Gartner 2190·4 Met., der Pollenik 2360·2 Met., der Kirchbacher-Wipfel 2181·9 Met. u. s. w. in seltsamen Formen in die blauen Lüfte hineinragen.

Ist das obere Gailthal dem Touristen hinsichtlich der lohnenden Alpenpartien, die sich von hier aus wie nicht leicht wo anders auf's Beste ausführen lassen, ein hochwillkommenes Gebiet, so wird sich der Culturhistoriker und Ethnograf wieder im unteren Gailthale heimischer fühlen, denn er befindet sich hier in seinem wahren Elemente, er begegnet hier urslavischen Bräuchen, er findet ein Volk abgesondert in seiner Lebensweise, seiner Tracht, seiner Sitte.

Da wir eben das Volk kennen lernen wollen, so begeben wir uns „unter die Gailthaler", fahren von Villach an seinem Warmbade vorüber, übergehen die Gailbrücke und die hübsche Ruine Fedraun, kommen an Riegersdorf und Arnoldstein vorbei, übersetzen die Gailitzerbrücke und gelangen nach fünfstündiger

Fahrt in's freundliche Pfarrdorf Feistritz an der Gail, wo wir beim Kandolfer-Wirth einsprechen und unter dem schützenden Dache seines Hauses länger verweilen wollen.

Da es gerade Sonntag ist, hat sich an den verschiedenen Tischen der Wirthshausstube allerlei Bauernvolk aus dem Thale, Alt und Jung zusammengefunden und uns bleibt Muse genug, die eigenthümliche Tracht der Leute bewundern zu können. Der Menschenschlag ist ein ganz hübscher. Stramme, festknochige und breitschulterige Bursche von mittlerer Größe und meist „dickstokate, molate Diandln"* mit regelmäßigen Gesichtszügen schaut da das Auge. Es sind dieses die Nachkommen jener Slaven, die nach der Meinung vieler Historiker die Vortruppen Attilas gebildet haben. Charakteristisch ist es immerhin, daß von allen österreichischen Slaven gerade unsere windischen Gailthaler die südwestlichsten sind. Es gieng somit der Zug der einstigen Völkerwanderung nach der Drau bis zur Gailmündung; da ihnen jedoch auf dieser Fahrt die von den Franken vertheidigte Stadt Tiburnia aufstieß, schwenkten sie nach links, siedelten sich längs der Gail an und sandten ihre Colonien bis an die Quellen der Drau und Gail, wie solches die noch stets windischen Benennungen der nunmehr von Deutschen bewohnten Ortschaften,

* Untersetzte, üppige Mädchen.

wie z. B. Schlanitzen, Dobernitzen, Möschach, Mitschig am besten darthun.

Die Tracht der „Monsbilder“* ist eine gar kleidsame. Am Kopf sitzt ein niederer kozeter** Filzhut, um den Hals schlingt sich ein buntes Seidentüchl dessen Enden im Winde flattern, über dasselbe geschlagen blickt der weißlinnene Hemdkragen, statt des Rockes trägt man einen zuweilen feintuchenen „Janker“, die Weste ist meist aus bunten Piqué oder Seidenstoff und wird durch eine dichte Reihe silberner oder zinnener Kugelknöpfe geschlossen.

Die enge Kniehose mit ausgesteppten Seitennahtsaum uud „Folterlan“*** ist meist aus Reh- oder Gaisleder. Dann trägt man bei festlichen Anlässen weiße Strümpfe mit Niederschuhen, sonst aber hohe sogenannte „Kranerstiefel“, die bis über's Knie hinauf reichen. Eigenthümlicher als die Tracht der Männer, ist diejenige der Weiber. Bei Festlichkeiten tragen die Weiber die an die Krainerinnen erinnernde „Petscha“, d. i. die Spitzenhaube, gewöhnlich aber ein Seidenkopftuch, ein blendend weißes Hemd mit Bauschärmeln und Spitzenmanschetten, Mieder und breite Halskrause und das in ein Dreieck gefaltete Busentuch, dessen beide untere Enden um die Taille geschlungen und rückwärts ver-

* Mannsleute.
** Aufgefilzt.
*** Hosenthürchen.

knotigt sind, während die Spitze des Tuches vorne oben am Ueberhemde zunächst der Halskrause mit einer Nadel befestiget ist. Die Mitte umspannt ein gestickter Ledergürtel und über die breiten Hüfte fällt ein faltenreiches meist grellfärbiges Röckchen, das bis an die Knie reicht, so daß man die Strumpfbänder die die meist schön geformte Wade der Gailthalerinnen umspannen, erschauen kann. Ueber den Rock trägt man eine reichgestickte Schürze, unter derselben weiße ausgeschlungene Unterröcke. Weiße baumwollene Strümpfe und Niederschuhe vollenden das Um und Auf der Kleidung der Gailthalerinnen. Selbstverständlich ist es, daß Wohlhabendere besser und reicher gekleidet sind als arme Erdenkinder, im Ganzen jedoch bleibt die Tracht bei Arm und Reich die Gleiche. Obgleich in dem Strome der alles ebnenden Zeit, vieles untergangen ist und mehr oder weniger sich auch schon die französische Mode Eingang in dieses Thal verschafft hat, so muß doch bemerkt werden, daß trotzdem die Nationaltracht noch immer das Uebergewicht einhält und dieselbe namentlich am Feistritzer-Kirchtag im vollkommensten Maße zur Geltung kommt.

An diesem Kirchtage, der alljährlich am Pfingstmontag abgehalten wird, findet auch das vielbeschriebene „Kufenstechen“, ein Brauch, der wohl bei keinem andern slavischen Volke Oester-

reichs angetroffen wird, und der darin besteht, daß man reitend, in voller Carrière eine Kufe mit einem Eisenstecken zertrümmert, oder herabsticht, statt. Dieses Spiel scheint noch ein Ueberrest der Kriegsübungen (Wurfspiele) der alten Wenden zu sein. Dasselbe endet sowie alle unsere Volksfeste mit dem gebräuchlichen Tanz.

In früherer Zeit tanzte man unter Dorflinden. Die Musiker saßen im Gezweig auf einer eigens errichteten Hochtribüne und fidelten und bließen darauf los, indeß am Rasen um die Linde der eigenthümliche Tanz der Gailthaler (visoki raj [hoher Tanz] wird derselbe genannt), nach dem zwei Viertel-Takte der Musik vollführt wurde, so daß den Paaren der Schweiß von der Stirne herniederrieselte. Jetzt hat dieses aufgehört, man tanzt nun in der Stube des Dorfwirthshauses, aber nebst dem bezeichneten Nationaltanze versteht man's auch gar gut, eine Polka française oder eine Mazurka in Scene zu setzen. Bemerkenswerth ist es, daß am Sonn- oder Kirchtagstanze kein Ehemann oder Eheweib theilnehmen darf. Diese tanzen am nächstfolgenden Tage, ebenfalls so abgeschlossen wie die andern, ihren Reigen. Früher durften auch gefallene Mädchen, die dadurch kenntlich waren, daß sie das schwarzsammtene Querband, das unter der zweiten Reihe der feinen Spitzen des leinenen Kopftuches

hervorblickt, nicht mehr tragen durften und auch des rothen Bändchens entbehrten, daß unter dem Halse an einem Zipfel des Brusttuches befestigt ist, dem Tanze nicht anwohnen. Jetzt nimmt man's nicht mehr so genau mit der Dorfmoral, jetzt sieht man mehr darauf, daß:

Das Diandle saub'r is
Von Fuaß bis zan Kopf,
Und kon auffpirr'n g'schwind
Won da rechte Bua kimmt.

Eine Spezialität ganz eigener Art sind die Hochzeiten der Gailthaler. Dieselben werden in der Regel stets hoch zu Roß in Scene gesetzt. Im Hause der Braut findet vor der Trauung die „Abbitte" statt. Es ist dies eine Verfahrungsweise, die nicht selten mit thränenden Augen vor sich zu gehen pflegt.

Die Braut, die im Begriffe steht, das Elternhaus zu verlassen, bittet nämlich ihre Eltern um Vergebung für alles Weh und Leid, das sie ihnen allenfalls bereitet hat, und bittet schließlich um den elterlichen Segen, der ihr stets sehr weihevoll ertheilt wird.

Anläßlich dieser Handlung bildet zuweilen der „Ladner", der eine lustige Person vorzustellen hat, den Dolmetsch der Gefühle der Braut und spricht eine wohlgereimte Rede, die nicht verfehlt, ihren Eindruck auf die Hochzeitsleute auszuüben. Nach diesem Vorspiel

setzt sich nun der Hochzeitszug in Bewegung, so wie alle Ledigen zu Pferde erscheinen, so ist es Sitte, daß die Verheirateten hinterher in Wägen nachfahren.

Den Zug, der zuerst zum Pfarrhof und dann zur Kirche geht, eröffnet der „Hochzeitsladner“, eine wie früher bemerkt, bekannte, bei allen Hochzeiten stets vertretene heitere Persönlichkeit, die gewöhnlich durch den Meßner oder einen Witzbold des Dorfes seinen Vertreter findet. Derselbe trägt einen breitkrämpigen Hut am Kopfe, eine meist rothe Schürze um die Mitte, und einen mit einem Blumenstrauß gezierten und mit Bändern geschmückten Rohrstock in der Hand. Ihm folgt der Brautführer mit der Braut, die eine zweispitzige Gabel, worauf ein Kerzlein und ein kleiner Hahn zu sehen sind, in der Hand trägt. Diese Gegenstände, welche ihr der Brautführer übergibt, haben ihre gute sinnbildliche Deutung. Die Gabel weist darauf hin, daß die Braut eine gute Köchin sein soll, das Kerzlein sagt gleichsam daß sie stets früh aufstehen und ihrem Gesinde mit gutem Beispiele voranleuchten möge und der Hahn bedeutet die Wachsamkeit, deren sie sich über ihr ganzes Hauswesen zu befleißen habe.

Der Brautführer trägt ein Hüflerkeil an der Achsel, als Zeichen der Stärke und Arbeitsamkeit. Diesem Paare folgt der mit einem

Blumenstrauß am Hute geschmückte Bräutigam, der in seiner Rechten eine buntfärbige Fahne schwingt. Neben ihm am Rosse sitzt die Kranzljungfer mit der Zinnenkanne, aus der der Johannisegen herausduftet. Den Schluß bilden die Beistände und diversen Hochzeitsgäste.

In der Kirche angekommen, findet nach einer Messe die Trauung und nach dieser das Johannisegen-Trinken statt. Es wird nämlich die Kanne die Runde herumgereicht mit dem Spruche: „Bog žegnej svetò Janes piuo" (Gott segne den heiligen Johannis-Wein.) Ist der Trunk gethan, so geht Paar und Paar um den Altar und opfert für den Pfarrer auf einen bereitgehaltenen Teller ein Geldstück, welches bei reichen Hochzeiten zu einem netten Sümmchen heranwächst. Hiemit schließt die kirchliche Handlung. Nun begibt sich, wie in den anderen Thälern Kärntens das gesammte Hochzeitsvolk in's Wirthshaus, das reitend und fahrend erreicht wird. Hier findet ein derbes Mahl statt, dessen Zwischenpausen durch die Heiterkeit des Hochzeitsladers oder durch einen Tanz ausgefüllt werden. Indeß der nunmehrige junge Ehemann mit einer andern Dirn oder Bäuerin tanzt, wird von Burschen sowie im Lieserthale „die Braut gschtohln."* Sie wird nämlich vor dem Bräutigam versteckt und findet

* Die Braut weggestohlen.

er sie, so muß er selbe um hohes Geld auslösen. Es erinnert diese Sitte wohl nur allzugut an den bekannten Brautraub der alten Slaven und ist um so bezeichnender, als unsere Gailthaler ja echte Nachkommen derselben sind. Die Hochzeitstafel nebst Tanz, die bis in den Morgen des kommenden Tages hinein dauert, wird auf gegenseitige Kosten bestritten.

In der Früh geht die Gesellschaft auseinander, das heißt, das neue Ehepaar sprengt hoch zu Roß, jauchzend und das Fähnlein schwingend im Galopp seiner Behausung zu und auch die Andern suchen entweder mit Pferd oder mit Wagen ihre eigenen häuslichen Herde auf. Derlei Hochzeitsfeierlichkeiten, das Kufenstechen und der Kirchtanz lassen sich am allerbesten und bequemsten in dem Dorfe Feistritz beobachten; das ist der Schauplatz, wo derlei Sitten und Bräuche in denen sich das Leben der alten Wenden so deutlich wiederspiegelt, am häufigsten vorkommen.

Bilder aus dem Gesammt-Kärnten.

Weihnachten!

Als eine der geheimnißvollsten und heiligsten Zeiten des Jahres wird in Berg und Thal Weihnachten gefeiert.

Ganz festlich begeht man diese Tage, deren geheimnißvolles Wesen größtentheils in dem einstigen Cultus der alten Germanen zu suchen sein dürfte.

Wie die Griechen und Römer, so hatten auch unsere Altvordern, die Deutschen, ihre Feste und da sie sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigten, so trugen ihre Festlichkeiten den Charakter von Naturfesten, welche in engster Verbindung mit ihren religiösen Uebungen standen.

Nach Einführung des Christenthumes bei den Germanen unter Winfrid, ging man später unter Gregor dem Großen an die Ausrottung dieser Feste, jedoch mit aller Vorsicht, um ja nicht böses Blut zu erregen.

Ja, man legte heidnischen Bräuchen sogar mitunter eine christliche Deutung bei, und daher erklärt es sich, daß solche Bräuche sich noch lange erhielten und deren Spuren noch in die jüngste Gegenwart hereinschauen.

Da bei den Deutschen Offenheit, Gemeinsinn und echte Freiheit die Hauptsachen des Außenlebens bildeten, so waren ihre Feste für Jedermann zugänglich und wurden durch Umzüge, Opferungen, Gelage, Sang und Spiel gefeiert.

Die Hauptfeste der Germanen fielen hauptsächlich in die Zeit der Sommer- und Winter-Sonnenwende, und nach diesen folgten die Herbst- und Frühlingsfeste.

Da hob sich, wie der Germanist Alois Egger trefflich bemerkt, das geistige und physische Leben des Volkes; Tanz und Spiel, lodernde Feuer und erhebende Lieder zu Ehren der mächtig waltenden Naturkräfte, die man zu Göttern erhob, zeichneten diese festlichen Tage aus.

Das Mitwinterfest war mit dem Mitsommerfest in den Gebräuchen fast gleichbedeutend.

Dasselbe, bei den Germanen auch Julfest genannt, begann mit seiner Vorfeier eigentlich schon im November. Gegen Ende Dezember wurde aber das Hauptfest veranstaltet und dauerte bis zum Perchtentage, d. i. den 6. Jänner.

Dieses war die Zeit der Zwölften, Rauchnächte oder Loostage, und dem obersten Gotte,

dem Allvater der Götter, dem einäugigen Woutan geweiht, welcher gerade um diese Zeit die Wallhalla verließ und mit den andern Untergottheiten auf einem weißen Rosse durch die Lüfte saußte, durch Thal und Wälder ritt und sich jagend ergötzte. In dieser Zeit herrschte allgemeiner Gerichtsfriede und nur der Lust und Freude war Thor und Riegel geöffnet.

Während des Umganges der Gottheiten wurde ihnen natürlich auch geopfert. Die Jultage der alten Germanen waren solche Opferschmäuse zu Ehren Woutans und anderer Götter.

Auf die Opferschmäuße sind die weitum in Europa gebräuchlichen ausschließlichen Weihnachtsspeisen (in Kärnten Kletzenbrode und „magene Blattlan“) und Mahle zurückzuführen.

Auch in dem übrigen Naturreiche regt sich ein geheimnißvolles Walten. Die Schätze der Erde sind in dieser Zeit zugänglich und lösbar, die Felsen und Berge thun sich auf, in welchen sie ruhen und die blaue Blume blüht, die in der Tiefe das Gold verräth. So sehen wir in der Wintersonnenwende alle Mächte entfesselt, neben den hohen Gestalten Woutans und Friks auch untere Gottheiten sich regen und rühren, ein geheimnißvolles Gähren in dieser Zeit durch die Welt gehen, wo die Pforte des alten Jahres geschlossen und die neue aufgethan wird.

Wie schon erwähnt, sind durch das Christenthum die Sitten und Bräuche der Alten nicht ganz verdrängt worden, und mancher heidnische Brauch findet sein vollkommenes Spiegelbild noch heute in unserem Kirchengebrauch.

Das alte Julfest findet in unserem Weihnachtsfest sein Angedenken, welches in das Vorfest (Advent), das eigentliche Weihnachtsfest und die Nachfeier zerfällt.

Mit dem Thomas-Tage (21. Dezember) beginnen hierzulande die sogenannten Rauchnächte.

Ehe der Bauer zur Ruhe geht, muß er noch alle Hausleute besichtigen, dann nimmt er eine Kanne voll Weihwasser und besprengt im Stalle sämmtliches Vieh, damit der heilige Thomas dasselbe vor einer jeden Krankheit verschone.

Die Bäuerin hält mit einer Gluthpfanne, auf deren Kohlen Speik und Weihrauch gestreut wird, Umzug im Hause, Mägde und Knechte pflegen unter dem Gebetläuten zu „leas'ln" d. h. sie erforschen ihr Schicksal durch Bleigießen, Schuhwerfen, Zaunsteckentragen, Kranzwerfen, Hütl'gucken u. s. w.

Auch herrscht am Thomas-Tage der Glaube, daß der Traum jenes Mädchens, welches sich am Thomas-Vorabende am ganzen Leibe wäscht, und unabgetrocknet mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigt, sicher in Erfüllung gehe.

Am Weihnachtsabend findet die gleiche oben erzählte Räucherung statt.

In den Weihnachtstagen muß das Haus rein und sauber sein, darum wird die Tage vorher gefegt und gescheuert was es Zeug hält, die Ordnung des Hauswesens erhält für eine Zeit ihre strikte Bestimmung und darf keine Störung erleiden. Im Lavantthale bei den Berglern wird das Hausgeräth, als da sind: Geschirr und Pfannen, Rührkübel und Hafen &c. unter den Mahlzeittisch gestellt, mit einer Kette umzogen, damit die Ernte im kommenden Jahre gut ausfalle und die Bäuerin Glück in der Wirthschaft habe.

Das Kletzenbrod wird an diesem Tage aus gedörrtem Obst, Nüssen und Roggenmehl gebacken und im Gailthale gibt man dem Vieh Wachholdernadeln und Beerenpulver ein, damit es von allem Unheil und Krankheiten verschont bleibe.

An alle Thüren des Hauses und der Stallungen werden drei Kreuze oder ein Trutenfuß gezeichnet, damit die Zauberer und Hexen keinen Eingang finden können.

Allgemein wird strenges Fasten gepflogen, um sich auf die Weihnachtstage würdig vorzubereiten.

In manchen Gegenden Oberkärntens wird der Christbaum angezündet und die Krippen aufgestellt.

Die heilige Nacht muß man bis zur Mette wach bleiben, welche dann von Alt und Jung besucht zu werden pflegt und in der Jedermann drei Messen hören muß.

Rückt dann die Mitternachtsstunde heran, so eilt Alles zur Kirche und nur ein Auszügler oder alter Knecht bleibt als Wache zu Hause, um allfällige Diebseinbrüche &c. durch Allarmschlagen hintanzuhalten.

Während des nächtigen Gottesdienstes sprechen die Thiere mit einander, gießt der Wilddieb seine Freikugeln, ziehen die Leute, die im kommenden Jahre sterben, ihren Rundgang über den Friedhof, erheben die Schatzgräber mit der Wünschelruthe Gold und Edelsteine und finden noch manche geheimnißvolle Bräuche statt, von denen ich einige schildern will.

Die Hexenschau. Wenn man am Thomastage einen Schemmel zu zimmern beginnt und ihn (Stück für Stück) bis zum Aveläuten am Christabend fertig macht, kann man, wenn man während der Mette auf diesen in der Kirche kniet und sich während der Wandlung umschaut, alle Hexen des Ortes dadurch erkennen, daß sie statt des Gesichts den Hintern zum Altar wenden.

Das Katzen-Verkaufen. Man gibt eine kohlschwarze Katze um 11 Uhr Nachts in einen Sack, bürdet selben auf den Rücken und

verfügt sich damit zur Kirche. Unterwegs begegnet einen ein kleines „Mandl“ (der Teufel) und fängt um die Katz zu handeln an. Man verlangt einen beliebigen Betrag. Darauf wird der Sack immer schwerer und man muß trachten, damit bis zur Kirche zu kommen. Erreicht man dieselbe, so erhält man das Geld, wo nicht, so zerreißt einen der Teufel.

Das Orakel. Man stellt sich während der Mette unter jenen Apfelbaum, der im Jahre zuerst geblüht. Während der Wandlung, hört man, wenn man zum Stamme lauscht, entweder Musik oder ein Klopfen. Ersteres bedeutet Hochzeit, letzteres Tod.

Das Kirchenlaufen. Wenn man während der Wandlung bei der Mettennachtmesse rückling dreimal die Kirche umläuft, erscheint der Teufel und bringt einem Geld. Vollbringt man die Tour nicht, so muß man mit ihm zur Hölle fahren.

Sogar für die Lotteriespieler ist die Christnacht maßgebend. Wenn man am Friedhof zwischen 11 und 12 Uhr auf einen Todtenschädel alle 90 Zahlen schreibt und denselben über Nacht am Friedhof liegen läßt, wird man am nächsten Morgen, wenn man nachsieht, nur mehr fünf Zahlen darauf stehen finden, welche bei der nächsten Ziehung sicher herauskommen u. s. w.

So reich an Bräuchen der heilige Abend ist, so arm an solchen ist der Christtag.

An diesem Tage zollt man allerorts nur dem Magen sein vollkommenstes Recht, versenkt sich vollgepfroft in des Tages ernste und andächtige Betrachtung und singt Hirtenlieder, wie solche beispielsweise Lexer und Weinhold in ihren Sammlungen aufgezeichnet haben.

Am Stefanitage findet in jeder Dorfkirche die Salz- und Wasserweihe statt. Da eilen Knechte und Mägde mit „Lecksalz“ und einer Flasche oder Zinnkanne zur Kirche, um von diesen geweihten Dingen Nutzen zu ziehen, denn das Stefaniwasser ist ein probates Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels und das Stefanisalz ist gut fürs liebe Vieh, daß es nicht krank wird oder wo „abwälzt“, sowie es bei einem Gewitter in's Feuer geworfen, das Einschlagen des Blitzes verhindert.

Zu St. Stefan im Krapffelde und im Lavantthale halten die Bursche einen Rundritt um die Kirche und geben ihren Gäulen geweihtes Salz und Brot, den Wein trinken sie aber am Johannistage als „Johannisegen“ selber, welcher an diesem Tage zufolge eines uralten Brauches zur Erinnerung an den heiligen Johannes, der den ihm dargereichten Giftwein ohne nachtheilige Folgen trank, seine Weihe erhält.

Man sagt: Wer durchs ganze Jahr Johannisegʼn trinkt, wird auch durchs ganze Jahr hindurch gesund bleiben. Jeder Bauer stellt auch an diesem Tage seinem Gesinde zum Mahle eine Flasche Wein mit dem Spruche: „Gʼsögn Gott in Johannesegʼn!“ auf den Tisch. Am Abende ist wieder das Leaslʼn gebräuchlich.

Der 28. Dezember, der sogenannte unschuldige Kindertag, gehört den Kleinen. Zur Erinnerung an die Hinmordung der 300 Knäbleins unter Herodes-Zeiten, gehen die Kinder von Haus zu Haus mit einer Ruthe „Frisch und Gsund göbʼn“ und heimsen hiefür kleine Gaben in Geld, Nüssen, Aepfeln, Kletzenbrod ꝛc. ein.

Im Möll- und Lavantthale nennt man diesen Brauch „Schappen“ und die Ruthe selbst heißt „Schappruathʼn“.

Im Lieserthale nennt manʼs „plißnen gean“ und da man dortorts keine Ruthe, sondern ein Fichten- oder Tannenästchen zum Wixʼn verwendet, so heißt manʼs „Plißenastl“ da man die Tannen- und Föhrennadeln „Plißn“ zu nennen pflegt.

Während des Schappens oder Plißnens sagen die Kinder folgendes Sprüchlein:

„Plißna lustig,
Frisch und Gʼsund!
Long löbʼn,
Gʼsund bleibʼn,
Gern habʼn.“

Oder:

„Frisch und G'sund!
Frisch und G'sund!
Wünsch a glückseligs neugs Jahr!
Und a Christkindl mit'n krausten Haar!"

Oder:

Frisch und gsund, Frisch und gsund,
Beißt di ka Floh, ka Hund,
Beißt die ka Wolf, ka Bär,
Gib nur gnua Plißnguat her!

und erhalten hiefür obbezeichnete Spenden.

Auch herrscht an manchen Orten in Kärnten an diesem Tage der Brauch, daß der Bauer mit einer Ruthe die Zwetschkenbäume abwichst, damit selbe im kommenden Herbste recht viel Früchte tragen.

Am Thomas- (29.) und Sylvester-Tage (31. Dezember), sowie am Neujahrstage finden wieder die Speik- nud Weihrauch-Räucherungen und das „Leasln" statt.

Mit dem Dreikönigs-Tage schließt das ganze Festspiel und es macht der geheimnißvolle Ernst den tollen Sprüngen des Faschings Platz.

Am Vorabende des Dreikönig-Tages, auch Perchtentag genannt, schreibt der Bauer nach vorgenommener Räucherung die Anfangsbuchstaben der heil. drei Könige C † M † B † an jede Thür und bannt hiedurch aller „beas'n Wesen" Zauber.

An diesem Abende zieht das „wilde Gjad“ durch die Wälder, die „Perchtra-Baba“ visitirt die Spinnstuben und die „Sternsinger“ ziehen in ihren Lodenmänteln, Hirten- und Dreikönigslieder singend, von Haus zu Haus.

Schon während des Advents ziehen an den drei Donnerstagen vor dem Christfest die „Klöklerbuabn“ singend in den Dörfern herum, oder es lassen die „Töllgersinger“ ihre Lieder erschallen.

So vergeht und schließt die heilige Weihnachtszeit unter dem Volke am Lande und in den Bergen Kärntens, und zieht man einen Vergleich mit den Bräuchen der Einst- und Jetztzeit, so wird man, wie schon gesagt, in den bestehenden Sitten manchen gleichen Zug mit den Festen der alten Germanen herausfinden können.

Der Perchtentag.

Die Zeit der „heiligen zwölf Nächte“, welche mit der Christnacht beginnt und mit der Dreikönigsnacht endet, wird auch bei uns in Oesterreich, vorzüglich aber in Kärnten gefeiert und trägt einen tief sagenhaften Charakter an sich. Mit der Verbreitung des Christenthums giengen im Laufe der Zeit fast alle die Sitten und Bräuche, die sich an diese Zeit knüpften, verloren und nur noch wenige leben im Volke fort und haben sich bis in unsere Tage erhalten. So finden wir noch das Hirten- und Dreikönigsspiel, die Klöcklernächte und die Perchtra-Baba.

Diese „Perchtra-Baba“ ist unter dem Landvolke Kärntens eine gar gefürchtete Schreckens-Erscheinung und dürfte deren Name höchst wahrscheinlich aus der altdeuschen Mythologie herzuleiten sein.

Fast ganz gewiß dürfte der Name mit der Gemahlin „Woutans“, nämlich „Perachta“,

„Frau Perchte“ (das ist die Leuchtende, Glänzende, Prächtige) gleichbedeutend sein.

Nebst den Sternsängern am Dreikönigstage treibt nun auch die „Perchtra-Baba“ ihr Unwesen, welches sich im sogenannten „Perchteltanzen“ oder „Perchteljagen“ kundgibt.

Die „Perchtra-Baba“ stellt ein riesiges Weib in zerlumpter Kleidung, mit einer messingenen Kuhschelle am Rücken vor, welches, von maskirtem Gefolge begleitet, unter Hurrah- und-Juheisa-Rufen die Dörfer durchzieht und der Jugend Neugierde und Schrecken verursacht.

Hie und da im Möll- und Jaunthale Kärntens hat sich dieser Brauch noch fort erhalten und geht der „Perchtentanz“ am „Perchtentage d. i. am 6. Jänner Nachmittags vor sich. In Kärnten soll man auch am Perchtentage „Mognblattlan“ (Mohnkuchen) essen, denn wer dieses unterläßt, dem schneidet Frau Percht den Bauch auf und stopft ihn mit Gschatlach und Gschnittlach oder Häckerling und Sägespänen voll. Im Lavantthale prüft die „Perchtra-Baba“ die Roken der Spinnerinnen und verdirbt jedes solche Gespinnst, wenn am Roken sich noch Werg befindet; oder sie nimmt das Werg vom Roken, wickelt es um den Finger der Spinnerin und verbrennt es an demselben. Im Möllthale nimmt sie große und kleine Kinder, welche nicht folgsam oder unartig sind und ihr

am Perchtentage auf der Fahrt begegnen, mit sich.

Sie ruft da auf ihrer Fahrt:

„Kinder oder Speck,
Sunster geh' i nit weg."

Darum verabreicht man auch hie und da der Perchtra Speck, Schinken, Wurst ꝛc. Die Leichen der mitgenommenen Kinder soll man am nächsten Morgen an Kreuzwegen zerrissen auffinden.

Am Dreikönigstage pflegt man auch über die Thüren des Hauses und Stalles mit geweihter Kreide die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige nämlich C † M † B † zu schreiben, damit die Perchtra nicht über deren Schwelle treten und Unheil stiften kann.

In der Perchtelnacht (5. Jänner), sagt man im Lavantthale, sei Frau Percht die Anführerin des „wilden Gjads", welches in derselben Nacht dreimal die Welt umziehen muß.

Ist die Perchtelnacht heiter, so gibts ein gutes Jahr, pflegt der Bauer zu sagen.

Woher die Perchtra-Baba-Sage stammt, ist wohl schwer zu sagen. Jedenfalls soll das „Perchtelspringen" und die „Perchtra" selbst an die Göttin Perachta und an einen der Göttin geheiligten Tanz erinnern. Möglicher Weise kann es auch eine Erinnerung an die römischen Bachanalien sein, weil der Perchteltanz zu Anfang des Faschings losgeht, in welcher

Zeit man überhaupt der tollen Lust und Freude die vollen Zügel schießen läßt.

Eine hübsche Sage von der „Frau Percht“ erzählt man sich im wildromantischen Möllthale, das so recht das Schatzkästlein der Sagen und Bräuche, Märchen und Sitten genannt werden kann. Sie lautet: Der grausame König Herodes soll eine Tochter gehabt haben, welche sich durch blendende Schönheit auszeichnete und die eine vorzügliche Tänzerin gewesen sein soll. An einer Tafel, welche der König seinem Hofstaate gab, mußte „Perchtra“ so hieß des Herodes Tochter, tanzen, was sie gerne that, weil sie dafür Ehre und Lob einerntete. Durch diese Auszeichnungen übermüthig gemacht, soll sie aus „Fürwitz“ auf einen übereisten See zur Winterzeit gegangen sein und auch dort getanzt haben. Doch, o Schreck, was geschah da? Das Eis brach und Perchtra ertrank. Tanzend kam sie in die Hölle, und nun muß sie zur Strafe in jeder Perchtelnacht die Welt tanzend umkreisen. Nimmt man Grimm's deutsche Mythologie zur Hand, so wird man eine ähnliche Sage über die Frau Percht, homogen mit Herodes Tochter „Herodias“ antreffen. Derselbe schreibt: „Die Erzählung von Herodes Tochter, durch deren Tanz Johannes des Täufers Enthauptung herbeigeführt wurde, muß in der früheren Zeit einen besonders tiefen Eindruck erzeugt, und sich auf mehr als eine Weise mit

Fabeln gemischt haben. Geistliche Dichter behandeln diesen Gegenstand ausführlich und mit Vorliebe. Ottfried scheint ihn absichtlich auszulassen. Man wähnte, ihrer mehr leichtsinnigen als boshaften Handlung wegen, sei Herodias verwünscht worden, in Gesellschaft der bösen und teuflischen Geister umzuwandern. Sie wird an die Spitze des wüthenden Heeres oder der nächtigen Hexenfahrten gestellt, neben die heidnische Diana, neben Holde und Perchtra, oder an deren Platz.

Im Ganzen genommen ist die „Perchtra-Baba ein Schreckgespenst für die Kleinen, wie der „Spitzbartl", die „Habergais" ꝛc. und sicher so mancher Kärntner wird sich seiner Kinderjahre erinnern, wo die Mutter ihn bei trotziger Laune durch die Worte: „Soll ich die Perchtra-Baba rufen?" einschüchterte.*

---

* Zur Ergänzung des Vorstehenden muß man beifügen, daß der Perchtentag zu Lienz in Tirol an der kärntnerischen Grenze, bis auf unsere Zeit herauf, als ein eigenthümliches Volksfest begangen wurde. Ein Zug von 20—30 Masken, die eine Hälfte als Engel, die andere als Teufel costümirt, angeführt von Frau Perchtra, auch Holle oder Hütt geheißen, durchzog oder vielmehr durchtobte am Perchtentag die Straßen der Stadt und vollführte allerhand Schnacken. Besonders hatten sie es auf das Gesinde abgesehen, daher sie mit ihrem lärmenden Besuch solche Häuser beehrten, wo sie auf ein gastfreies Tractement rechnen konnten, wofür sie den Dienstboten, verdient oder unverdient, gehörig die Köpfe wuschen und auch den Herrenleuten, zum Dank für den gespendeten Trank und Zubiß, der in Selchfleisch, Klatzenbrod, Krapfen ꝛc. bestand, allerlei Feinheiten vor die Nase rieben. Der Spektakel endete gewöhnlich mit einem „Neubäurisch", den die mitgebrachte Musikbande anstimmte. Von Lienz zogen sie manchmal in die benachbarten Dörfer, wo sie es noch bunter trieben, als in der Stadt.

Das Hirten- und Dreikönigsspiel.

Leider verschwinden die schönen alten Volksbräuche mehr und mehr vor jenen, einer sich verallgemeinenden Welt- und Lebensanschauung, welche, alle Völker und deren Gesellschaftsschichten durchdringt; damit soll aber unsere Zeit und ihre Bestrebungen nicht getadelt sein, zumal da sie in staatlichen und politischen Beziehungen ungleich bessere und glücklichere Grundlagen genommen hat. Es ist nur eine falsche Richtung und Bildung, wenn man die alten Sitten und Bräuche verspottet und verlacht und auf diese Weise zu ihrem Verschwinden beiträgt. Solche Leute haben sich nie die Mühe gegeben, den eigentlichen Sinn dieser Herkömmlichkeiten zu erforschen, sonst würden sie die schönen Feste pflegen und heben statt daß sie dieselben beseitigen. Es ist ein Glück, daß man noch in der letzten Stunde auf diese uralten Heiligthümer

aufmerksam macht, und daß ernste Forscher sie wenigstens durch Aufzeichnungen erhalten haben!

So bemerkt trefflich Wolfgang Müller von Königswinter, der heimgegangene Sänger des Rheins und wir müssen seinem Ausspruch vollkommen beistimmen, da es ja Zweck der folgenden Schilderung ist, die Leser von einem Volks-Gebrauch zu unterhalten, der dem Erlöschen fast gänzlich nahe ist. Wir meinen das in unseren Bergen noch existirende Hirten- und Dreikönigs-Spiel!

Vom Weihnachtsfest, das einst sehr reich an Sitten und Volksbräuchen gewesen, ist uns von all' den älteren derselben doch fast nur einzig und allein die fromme Sitte der dramatischen Darstellung der Geburt des Heilandes und das Fest der Drei-Könige geblieben.

Diese Sitte dürfte sich so wie die deutschen Weihnachtslieder kaum weiter als in das XII. Jahrhundert erstrecken, wo man meistens Erzählungen aus der Bibel oder Begebenheiten von der Geburt und dem Sterben Christi dramatisch behandelte.

Erstere nannte man Hirten- und letztere Passionsspiele.

Wernherr von Tegernsee verfaßte im XII. Jahrhundert ein geistliches Drama in lateinischer Sprache unter dem Titel „Ludus paschalis de adventu et interitu antichristi und die

Nonne Hroswitha schrieb schon früher geistliche Schauspiele. Am 14. Jänner 1417 wurde während des Conziliums zu Constanz auf Veranlassung des Bischofs von London ein Dreikönigs-Spiel aufgeführt, das wegen der dabei herrschenden großartigen Pracht besonderes Aufsehen erregte. Auch in Klöstern wurden derlei Weihnachtsspiele aufgeführt und noch im XVIII. Jahrhundert ersieht man aus dem berühmten musikalischen Werke des gelehrten Abtes Gebert, daß derlei Spiele im Kloster in St. Blasien im Schwarzwalde aufgeführt wurden.

Es wird darin nämlich Erwähnung von einer Handschrift gethan, die ein Dreikönigsspiel enthielt und welche bei einem Brande im Jahre 1768 zu Grunde gieng. Natürlich ist unser Hirtenspiel wie es im Lavant-, Lieser- oder Möllthale gespielt wird, kein Meisterstück mittelhochdeutscher Dichtung, wie jene geistlichen Spiele der Meistersänger, wo Eleganz des Styls, Wohlklang des Reims ꝛc. vorherrschend waren; sondern es ist dem Volksdialecte angepaßt und der Versbau ist mitunter ein sehr holperiger.

Zudem ist zu bemerken, daß diese Hirtenspiele mit Stegreifdichtungen reich durchflochten sind und der Dialectiker eine reiche Ausbeute der Volkspoesie darin findet. Der damalige religiöse Geist des Volkes war für derlei Dichtungen sehr empfänglich, hegte und pflegte die-

selben und die Rollen gingen, wenn ein Familienglied eine solche zu spielen bekam, wie ein werthvolles Erbstück von Vater auf Sohn und Enkel über. Mit Vererbung der Rollen vererbte sich natürlich das ganze Spiel, dessen Hauptmomente ich hier zu skizziren versuche. Es enthält zwei Abtheilungen und beginnt wie jedes Volksspiel mit einem Prolog.

Hierauf folgt der Befehl des Kaisers Augustus betreffs der Volkszählung, diesem das Kommen Josef's und der Maria, welche bei einem robusten Wirthe Herberge suchen, der sie in einen Stall verweist.

Nach diesen kommen die singenden Hirten und der Engel, der ihnen gleichfalls singend die Geburt Jesus verkündigt und sie zum Stalle leitet. Hier endet die erste Abtheilung.

Die zweite Abtheilung beginnt mit der Ankunft der drei Weisen aus dem Morgenlande im Reiche des Herodes, welche um Rath bei den Gelehrten fragen, wo der Geburtsort des neuen Königs der Juden sei. Darauf erfolgt die Entdeckung des Jesukindes, die Opferung von Weihrauch und Myrrhen, die Hinmordung der unschuldigen Kinder und die Schlußkatastrophe bildet die Höllenfahrt des grausamen Herodes.

Das ganze Spiel wird, wie hier geschildert, in unserem Lande von Bauern und in manchem Orte selbst von Bürgern, die auf alten Brauch

noch ein besonderes Gewicht legen, costümirt vorgetragen.

Es ist ein Gemisch von Ernst und Scherz von Sololied und Chor und geht so gut es eben möglich ist vor sich.

Vor 12—15 Jahren sah ich dasselbe noch zu Wolfsberg von dortigen Bürgern aufführen, und bis jetzt ist es noch am Lande erhalten geblieben. Mehr im Schwung als das Hirtenspiel ist noch fast allerorts im Lande auf dem Lande das Absingen der Hirten- und Königslieder.

Der Curiosität halber theile ich ein solches Werk der Volksdichtung mit. Es lautet:

„Und enk Nachbarsleuten, kum is anzudeuten,
Das a Feiertag bei uns heut is,
Das dös sollts vernehman, daß a Both is kömen
Der versichert uns ja ganz gewiß!
Daß zum Trotz des Kratzel's
Unser Himmeltatel hat herabgeschickt sein Suhn.
Der den Tod wird henken,
Und den Teufel tränken,
Und uns alle glücklich machen kon!

Aftn seid's nar lüftig, sunstn wer i giftig,
Putzt's enk alle fein und nettla auf
Als won zan Kirchtog wolltats
Oder tanzen solltats,
Oder gingats eper za der Tauf!
Nemts in Eduartl,
Mit'n Ratzlbartl,
Und die Annamirl beim Boch.
Und die Marilutzl, mit'n kurz'n Stutzl
Soll halt a bold trottl'n hinten nach!

Und die Musikanten, won sie sein vorhanden
Do vergößt um Gottes Wille nit,
Denn wo ka Satn raunlad,
Do is gar zu launlad
Und si rührn thuat ka anzigs Glied.
Nemt's die klane Geign
Und die Pratschegeig'n
Und den Tausend sa sa sa
Und das Hackeibrettl,
Mit'n Pfeifenflöttl
Und den Duttlsock holt a!

Und die Weiber solln, a bold nahe trolln,
Daß ma long nit wart'n terf af si,
Kinan sunst wohl laufn,
Wers a darschnaufn
Denn i wißt sunst eh nit wos und wia.
Nemts a Or in's Kerbl
Und a Schmolz in's Scheibl
Und a Buttarmilich und an Kas.
Thuats zusoman mochen
Alle diese Sochen
Hobt's jo deno gnua, von solch'n Gfras!

Nemt's a holb Pfund Mondl, und a Zuckerkondl
Und a saure Milich mit an Brein,
Thuats as z'somanlögn,
Und dazu Zibeben
Und mochts a so enkre Potzereien;
Und wenn's zan Kind thuats köman,
Thuats de Hüat obnehman,
Stellts enk alle niedla umadum,
Thuats enk niederbut'n
Mit'n Kopf fein duck'n,
Denn es is ja unser Herrgotts Suhn.

Astn woll'n mar bitt'n, daß es unsre Hütt'n
Von der Feuersgfahr, recht hübsch bewahr.
Daß es uns den Summer
A von manchem Kummer
Und von Donnerschlag a wohl verwahr.
Das er's Gras loßt woxn,
Und an guate Floxn
Und die Fisch erholt in unsre Teich!
Daß d' Hüanar Or thuan lögn
Thuats a Gweichts danöbn
Ait'n wern wir Alle, glei Alle stanreich!

In der Sonnwendnacht.

Motto: Rings von allen Bergesspitzen
Aus der Wälder dunklen Grün
Die Johannisfeuer blitzen,
Daß die Felsenwände glüh'n.
Bursch und Mädel jauchzend springen
Um die helle Flammenpracht,
Und die frohen Jodler klingen
Durch die laue Juninacht.

Albrecht Graf Wikenburg.

Am Vorabend des 24. Juni-Tages und in der Nacht vor diesem Tage herrscht namentlich in den Bergen Kärntens eine uralte Sitte, die darin besteht, daß man in dieser Zeit auf den Höhen der Berge Feuer anzündet, welche, da sie in der Zeit der Sonnenwende angefacht werden, volksthümlich „Sunnawendfoir" genannt werden. Die Sommersonnenwende war so wie die Wintersonnenwende eines der wichtigsten Götterfeste der alten Germanen. Ein bekannter Culturhistoriker sagt hierüber: „Die Sonne als herrlichster Weltkörper war ohne Zweifel auch für das germanische Heidenthum von größter Bedeutung. Sie erscheint bald als

der Schild, bald als das Auge Wodans, bald auch als dieser Gott selbst. An sie knüpfte sich also der Begriff der höchsten Gottheit, was bei der so absoluten Abhängigkeit aller Lebensmöglichkeit von diesem Gestirn leicht begreiflich ist.

Der germanische Sonnencult, wiederum so schön an den urväterlich arischen Licht- und Feuerdienst gemahnend, prägte sich in den zwei heiligsten Festen der altgermanischen Welt aus, im Fest der Wintersonnenwende, dessen Traditionen in dem christlichen Johannis-Fest da und dort in Deutschland noch heutzutage fortleben.

In uralten Büchern schon findet man den Johannistag unter der Bezeichnung „Sumwinde," „Sunnenwende", „Sumethen" und wurde an diesem Tage ein Hauptfest des altdeutschen Heidenthums sehr begreiflich darum gefeiert, weil in dieser Zeit die Sonne ihren Zenith erreicht und die alten Deutschen Anhänger des Feuercultus gewesen sind.

„Wenn die Sonne am höchsten stand," schreibt der Culturhistoriker weiter, „versammelte man sich an heiliger Stätte, gewöhnlich auf einem hohen Berge. Mit einer, meistens durch Umdrehung eines das heilige Sonnenrad darstellenden Wagenrades erzeugten Flamme zog man im Kreise um einen mit Blumen und allerlei heiligen Kräutern umwundenen Baum,

welcher die Stelle der Achse eines Rades versehen sollte — eine symbolische Darstellung des Sonnenrades. Sodann wurde ein aus neunerlei Holz (die Zahl neun galt den heidnischen Völkern Nord-Europas für heilig) wobei natürlich auch das Holz der dem Thonar, dem himmlischen Feuergott, geweihten Eiche nicht fehlen durfte, aufgeschichteter mächtiger Holzhaufen von einem Priester angezündet und man tanzte, mit allerlei Blumen und Kräutern bekränzt und mit Sträußen davon in den Händen, um die heilige Flamme.

Feierliche Gesänge zu Ehren der Gottheit wurden angestimmt und von den Tänzern Blumen und Heilkräuter opfernd ins Feuer geworfen. Mit diesem Feuer wurde aber nicht nur die strahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig begrüßt, sondern es war auch zugleich ein Sühn- und Reinigungsfeuer, da es durch das Symbol derselben geweckt und ein von ihr stammendes Element war. War das Feuer abgebrannt, so veranstaltete man ein Mahl, bei dem hauptsächlich das Fleisch vom Pferde, welches vielen Göttern geweiht war, genossen und mancher Becher den Göttern zu Ehren geleert wurde.

Am Schlusse der Feierlichkeit streute man, um die Saaten zu schützen, die Asche auf die Felder und nahm sich abgelöschte Brände mit nach Hause, wo sie als Amulette vor dem Fenster

aufgehängt oder auf das Dach gelegt wurden, um das Haus vor allerlei Unheil und namentlich vor dem Blitz zu sichern. Dieses über das „Sunwendfest" unserer Altvordern. Interessant ist es jedoch immerhin, daß sich in dem jetzigen alles ebnenden Zeitstrom das „Sonnwendefest" auch noch bis in unsere Zeiten her erhalten hat.

In ganz Kärnten wird dasselbe namentlich vom Volke gefeiert. Im Gurkthale zieht die männliche Jugend am Tage vor Johanni von Haus zu Haus „Scheiter bettl'n" und recitirt hiebei gewöhnlich folgendes Sprüchlein:

Heiliger Sanct Veit
Schenk uns a Scheit,
A kurzas und a longs,
Zan Sunawendtonz!

Hierauf erhalten die Buben einige Scheiter und ziehen damit wieder fort. Am Abende schichten sie dann mit denselben einen Holzstoß auf der Höhe des nächsten Berges auf und nach dem „Betläuten" wird derselbe in Brand gesteckt.

Lichterloh flammen da von den Höhen der Berge durch das ganze Kärnten, am geringsten jedoch im Lavantthale, die Johanni- oder Sunnwendfeier und mahnen an die Druidenfeuer der Alten. Da geht es um das Feuer herum gar lustig und rege zu. Man tanzt

um's Feuer, „Buabman und Diandlan" springen paarweis durchs Feuer mit dem Spruche:

Flachs, Flachs, daß der Flachs
Sieben Ellen hoch wachs!

und je höher sie springen, desto besser gedeiht, wie man glaubt, der Flachs im Jahre. Die Johannisnacht selber ist voll von Mysticismus. Zwischen dem „Betläuten" pflegen die jungen Leute zu „leas'ln" und erforschen durch Bleigießen &c. ihr Schicksal. In der Johannisnacht kommen die Hexen am Diex nächst Völkermarkt zusammen und halten dort ihren höllischen Sabbath; die Berge öffnen sich und man sieht die Schätze blühen, die Wünschelruthe muß in der Johannisnacht geschnitten werden und viele Kräuter müssen in derselben gepflückt werden, sollen sie ihre Heilkraft an Menschen und Vieh bewähren.

Ist das Feuer abgebrannt, so treibt mancherorts der Bauer sein Vieh über die Brandstelle, daß es vor Seuchen und Hexenzauber gefeit sei, streut die Asche des Johannisfeuers auf die Aecker, damit selbe fruchtbringend und vom Hagel verschont werden, und legt verloschene Kohlen von „Sunnwendfoierlan" auf das Dach, damit der Blitzstrahl in dasselbe nicht einschlagen kann oder von der Macht der Kohle gebrochen werde. Alt und Jung läuft durch die verglimmenden Kohlen, um vor Sonnenstich und Augenweh geschützt zu sein. So gibt

es dergleichen Bräuche noch mehrere, welche ganz klar auf den heidnischen Ursprung des Festes hinweisen.

Im Möll-, Lieser-, Drau-, Lesach- und Gurkthale findet nebst den Sonnwendfeuern auch noch die Aufführung des „Scheibenschlagens" (ich selber habe einmal dieselbe am Geierkogl, einem Ausläufer der Saualpe, mitgemacht) statt. Kleine Rädchen aus Buchenholz (Scheiben) mit einem Loch in der Mitte werden im Feuer glühend gemacht, mittelst eines schwunghaften „Haselstockes" herumgewirbelt und an einem in Form einer schiefen Ebene aufgestellten Brette abgeprallt, so daß sie mit raketenartiger Schnelligkeit von der Höhe in's Thal hinunterfliegen.

Gelegentlich dieses Scheibenschlagens werden, wie in Baiern beim Haberfeldtreiben, oft die Sünden des ganzen Dorfes kundgemacht und die ganzen Geheimnisse einer Gegend, welche oft sehr delikater Natur sind, an den Pranger gestellt. Bei der ersten Scheibe die man schlägt, ruft der „Scheibenschläger":

Ho! Dö Scheib'n schlog i zon
An guat'n Anfong!
Und an guat'n Ausgong!

Auch schlagen ledige Bursche gerne manche Scheibe ihren Liebchen oder einer andern Dorfschönen, jede mit selbstgemachten Verseleins begleitet. So zum Beispiel:

Scheib'n aus, Scheib'n ein,
Wem soll die Scheib'n sein?
Mei Scheib'n fliagt wohl fein,
Dö soll mein Diandl sein!

Oder:

Mei Scheib'n fliagt in's Thol hinein,
Und g'hört der Allerliabsten mein!

Dieses Scheibenschlagen erinnert wohl zumeist an die Sonnenverehrung der alten Kelten und Deutschen, deren Gottheit als Sinnbild das Rad führte und die sinkenden Scheiben sind wohl das deutlichste Bild von untergehenden Sonnen.

Auch die Slovenen Kärntens halten noch hie und da die Sonnwendnacht in Ehren.* Der „Bog" der Slovenen war das Licht selbst; schön und helle war seine Welt, die er erbaut hatte. Diesem guten Gotte, „Svantevid" genannt, feierten die dankbaren Slaven zur Zeit der Ernte ein Fest, in dem das Feuer ebenfalls die Hauptrolle spielte. Auch noch jetzt ersieht man in den Bergen des Jaunthales in der Johannisnacht die „Sonnwendfeuer" in's Thal herniederleuchten und wie „af der deutschen Seit'n" bestehen unter den Windischen die gleichen Bräuche und Meinungen.

* Sonnenwende heißt bei den Slovenen „Kres", Bezeichnung einer Gottheit, vielleicht Helios. Kres ist die Wurzelsilbe vom Zeitworte Kresati welches Feueraufschlagen bedeutet.

Der Gottsleimastag.

Frohnleichnam in Kärnten! Sollte dieses etwas besonders sein, wird der Leser fragen, und wir beantworten diese Frage mit ja, weil dieses Fest, namentlich in den Bergdörfern ganz eigenthümlich gefeiert wird.

Der Frohnleichnamstag, vom Volksmund Gottleimastog (Gottesleichnamstag), auch Antlastag (Ablaßtag) genannt, ist für Jung und Alt ein Tag der Freude. Namentlich die Dorfjungfern kommen an diesem Tage hoch zu Ehren, denn sie gehen an demselben mit dem Rosmarin-Kränzlein im Haare, der brennenden Wachskerze in der Hand, angethan im festlichen Kleide, unmittelbar vor dem Himmel und lassen da ihr Festlied:

Deinem Heiland, deinem Lehrer,
Deinem Hirten und Ernährer

u. s. w. erschallen.

Es kommt wohl auch häufig vor, daß dem Begriffe „Jungfer" gerade bei dieser Procession eine sehr dehnbare Deutung unterlegt wird, und daß fast jedes ledige Frauenzimmer, der man kein Resultat eines Fehltritts nachsagen kann, noch immer einen Anspruch auf die Jungferschaft macht, denn man sieht mitunter Gestalten in der Reihe, die das jugendliche Alter wohl schon längst überschritten haben. Im Allgemeinen ist der Frohnleichnamstag nichts Anderes, als eine Uebersetzung des Maifestes der alten Deutschen in unsere Kirchenbräuche.

Naht der „Antlastag", so geht man daran, junge Birkenbäume umzuschlagen, selbe vor die Häuser zu stellen und mit den Zweigen derselben die Fenster zu bestecken.

Diese Zweige nennt man „Maien", daher man diese Schmückung auch mit dem Ausdrucke „Maien aufstöckn" bezeichnet. Am freien Felde zwischen den wogenden Saaten und Halmen werden Altäre errichtet, denn da werden die vier Evangelien gelesen. Am Frohnleichnamstage selbst rufen die Kirchenglocken bei Zeiten die Andächtigen zusammen. Fein gekleidet in festliche Gewänder eilt da alles zur Kirche, denn von da nimmt die Procession ihren Ausgang. Den Zug eröffnen die Männer des Ortes, vorne eine riesige Fahne, dann kommt der Pfarrer mit dem Allerheiligsten unter dem

Himmel, das die beiden Kirchenkämmerer, auch Portatileträger genannt, mit einer brettähnlichen Unterlage unterstützen, nebenbei schreiten die Ministranten mit wehenden rothen Fähnleins und in dem Städtchen Gmünd vier als Engel gekleidete Knaben, welche gar possierlich zu schauen sind. Dieselben tragen weiße Atlasschuhe von riesiger Größe, die vielleicht auch schon ihre Urgroßväter getragen haben, weiße Strümpfe, eine rosenfarbene Tunika, am Rücken buntgemalte blecherne Flügel und am Kopfe einen großen Kranz von Buchsbaum, der Manchen ebenso komisch kleidet wie die Kuh das Sattelzeug. Würdevoll schreiten nun diese vier Seraphe, hinter denen oft die nichtsnutzigsten Rangen des Städtchens stecken, neben dem Baldachin einher und klingeln mit den Glöckleins, daß einem schier die Ohren gellen.

Vor dem Geistlichen gehen die Sänger und Sängerinnen und unmittelbar darauf kommen wie schon gesagt, die Jungfräuleins vom zartesten Mädchenalter angefangen bis in's unliebsame Alterthum hinein reichend, mit dem Jungfernkränzlein im Haare, mit zu Boden geschlagenen Augen. Nach dem Himmel gehen die Frauen und den Schluß bilden die alten Weiber. In Gmünd und St. Veit sah ich noch vor ein paar Jahren die Bürgerinnen in Seidenröcken, Sammtspenser und Goldhauben

im Zuge stolziren. Jetzt dürfte es auch anders sein, denn die Weltbeherrscherin Mode wird hoffentlich auch schon durch den französischen Hut, die werthvolle Goldhaube mit den flatternden weißen Bändern verdrängt haben.

Unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Pöller setzt sich nun der Zug in Bewegung und gelangt so zum ersten Altare wo der Priester das Evangelium abliest und der im Staube liegenden Christenheit den Segen ertheilt. So geht es fort zu allen vier Altären. In dem Alpenstädtchen Gmünd beschränkt sich der Rundgang der Procession nur auf das Platzgebiet.

In anderen Orten wie Bleiburg, Maria See, St. Michael 2c. geht es hinaus in die grünenden Felder. Da flattern die Fahnen im wehenden Luftzug, da schallt der Gesang und wo möglich auch die Musik in die Weite, da duftet würziger Weihrauch und da leuchtet die strahlende ewig junge Sonne nieder auf die wallende Schaar, milde wie das Antlitz des Friedensengels.

Es ist ein erhebender Moment, den langen andächtigen Menschenzug mit entblößten Häuptern so dahin ziehen und in die Knie sinken zu sehen vor der Herrlichkeit Gottes, die nirgends besser sich bewundern läßt, als in der freien weiten Natur.

In der alten Herzogstadt St. Veit begleitet den Himmel in voller Gala die alte Trabantengarde* mit ihrer Musikkapelle und in Hermagor, Spital und Tarvis rückt an diesem Tage auch die Bürgergarde aus und gibt bei den Initien die üblichen Gewehrsalven ab.

In Himmelberg, Tiffen und in der Gnesau, wo sich Schießstände befinden, rücken zu Frohnleichnam die Schützen mit ihrem Rottmann (Hauptmann) zum Begängniß zum Schützenfeste aus und führen, namentlich in Gnesau nach der kirchlichen Funktion das sogenannte „Fohndrahn“auf, ein Brauch, wie er in Kärnten einzig und allein besteht.

Nach Schluß der Procession stellt sich die Schützencompagnie in Reihe und Glied, begafft von der Masse des neugierigen Volkes, auf. Auf Befehl des Rottmanns erfolgen mehrere Evolutionen. Nach einem Aufmarsche in einzelnen und Doppelreihen, nach Bildung sternförmiger Figuren und Verschlingungen formirt sich die ganze Schützengesellschaft zu einem Kreise, in dessen Mitte der Rottmann tritt, „ladet das Gewehr“ anbefiehlt und auf jeden der Würdenträger in der Gemeinde ein „Hoch“ ausbringt, welches durch Abschießung der Ehrensalven von Fall zu Fall bekräftigt wird.

* Gegründet im Jahre 1596.

Nach dieser Vorführung präsentirt die Schützenmannschaft; der Fähnrich mit der Fahne tritt an die Stelle des Hauptmanns und gibt das „Fohndrahn“ zum Besten.

Alles sieht nun mit gespannter Neugierde der Kunst des Fähnrichs zu, dessen Aufgabe es ist, die Fahne so geschickt zu drehen, daß deren Spitze niemals am Boden anstößt. Mit Sicherheit und Eleganz schwingt er nun die Fahne mit der rechten Hand, hebt sie dann gegen den Kopf, wo er sie ob demselben zweimal, dann um den Hals, so wie um die Mitte des Leibes dreht. Nun kommt das Wagestück. Vom Unterleibe hinab dreht er die Fahne kreisend um die Füße, vorerst außerhalb dann zwischen den Beinen, wobei er natürlich, um mit der Fahne durchzukommen, bald den linken, bald den rechten Fuß in die Höhe heben muß. Von unten geht es wieder nach aufwärts wie zuvor. Wieder schwingt er jauchzend die Fahne um den Leib, läßt sie über seinen Kopf kreisen und das Schauspiel ist zu Ende. Der Fahnenschwinger hat wieder seinen Platz eingenommen und ein Zweiter, Dritter tritt in die Mitte des Kreises, um seine Kunst, (wie solche eben beschrieben wurde) vorzuführen. Bemerkt wird, daß sich bei diesem Brauche nur die geübtesten „Fohndraher“ zu Frohnleichnam zeigen, und daß der vor-

züglichste derselben, für seine Leistung durch einen hübschen Blumenstrauß, dargereicht von einer anerkannten Dorfschönen, ausgezeichnet wird.

Während des „Fohndrahens" leitet der Rottmann unter den vornehmen zuschauenden Gemeindemitgliedern, denen die Ehrenschüsse gebracht worden, die Sammlung der sogenannten Salvengelder ein, die zur Bestreitung des Pulvers für das nächste Jahr in Verwahrung genommen werden.

Frägt man um die Herkunft des Brauches, so kann einem Niemand eine Auskunft hierüber ertheilen. „Es ist holt a olta Brauch", heißt es und damit ist's auch abgethan. Jedenfalls hängt dieses Schützenfest mit dem alten Maifeste im innigen Zusammenhange; stellt ja doch selbst Kuhn das Schützenfest in Ahrweiler am Frohnleichnamstage neben die Maifeier, u. zw. um so überzeugender, als der Maikönig mit Woutan verglichen wird, der ja durch Pfeil und Bogen eine Berühmtheit erlangt hatte. Oder sollte es ein Ueberbleibsel der alten Spiele deutscher Lanzknechte sein?

In der Brechlzeit.

Rundumadum Ringle,
I tritt dir afs Züngle,
Und rupf Dir zan Graus —
Von Kopf die Hoor aus!

Gerne gibt die Amme den Kindern dieses kärntnerische Volksräthsel auf, wenn die Unterhaltung der Jugend recht im Gange ist, und das Gebiet des Mährleins und der Sage schon abgewickelt wurde. Da wird hin und her gerathen und zum Schluße muß es die Amme selber auflösen und den Kleinen sagen, daß es das „Spinnradl" ist, welches seit neuerer Zeit im Hause der deutschen Hausfrau fast außer Gebrauch gekommen.

Am Lande, im Dorfe draußen und in den Hütten der Berge, da ist das Spinnstubenleben von einem poetischen Reize angehaucht, während das Flachsspinnen in der Stadt, fast gescheut, nur mehr selten auftritt.

Es ist für den Culturhistoriker leider eine traurige Thatsache daß durch die fortschreitende

Entwicklung unserer Industrie mit manchem Geräth auch mancher alter Brauch vom Schauplatze verschwinden gemacht wurde, daß das Surren und Schnurren des Spinnrades gar bald verstummen dürfte, denn es thut ja die Maschine ihren Dienst und erspart nebstbei noch bedeutende Arbeitskräfte, die gerade in der jetzigen Zeit gar kostbar zu werden beginnen.

Sind nun auch die Spinnbräuche im Aussterben begriffen, so werden doch niemals die Brechlbräuche das gleiche Los mit ihnen theilen, denn die Gewinnung des Flachses, der dann als Roken auf's Spinnrad geflochten wird, wird stets die gleiche bleiben, und eben deshalb dürfte das Verschwinden der Bräuche, welche bei dieser Arbeit in Scene gesetzt werden, kaum denkbar sein. An und für sich in Kärnten sind die Flachs- oder Brechlfeste nicht uninteressant, ich halte es der Mühe werth, dieselben einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Wohl keine Pflanze erfordert in ihrer Bearbeitung so viel Fleiß und Geduld wie eben der Flachs. Er muß zuerst gerupft, dann geröstet, dann gebrochen und dann gechächelt werden, ehe er gesponnen und gewoben den schneeigen Linnen, den Stolz der Hausfrau, bildet. Es ist eine wahre Riesenarbeit, welche das unschein-

bare Pflänzchen mit seiner lieblich-blauen Blüte zu schaffen und zu thun gibt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß selbst ein „hadisches Fräule"* im Maltathale, welches eine Bäurin, wie die Sage erzählt, beim Flachsjäten antraf und um so viel Flachs bat, als zu einem Hemde genügen würde, die Geduld verlor, auf's Geschenk verzichtete und wieder in ihre „Hadnstubn" in der Rödernwand verschwand, als es erfuhr, welch mühsame Arbeit der Flachs noch bedürfe, bis ein Linnen daraus geworden ist.

Der Flachs spielte in der Mythologie unserer Altvordern eine gar große Rolle. Am Wodanstag (Mittwoch) soll man keinen Flachs jäten, damit der Gott (Odin) nicht, darob zornig geworden, mit seinem Roß den Samen zertrete. Ebenso soll man in den zwölf Nächten, das ist vom Weihnachtstag bis heiligen Dreikönig nicht spinnen und keinen Flachs auf dem Roken lassen, sonst jage der Wodan hindurch.** Als Hauptgöttin und Beschützerin des Flachsbaues erscheint unter den alten Germanen Frau Holla, die man auch mit der Frau Perchta vergleicht, welche an fleißige Spinnerinnen gerne Spindeln auszutheilen pflegte.*** Faulen Spinnerinnen zündete sie ihre Roken an, oder besudelte dieselben. Kamen die Weihnachten und

* Riesenfräulein.
** Musäus Volkssagen.
*** Simroks Mythologie.

zog die Göttin an den Spinnstuben vorüber, so wurden alle Spinnrocken reichlich mit Flachs belegt; zur Fastnacht aber, wo sie zurückkehrte, mußte alles abgesponnen sein und die Roken wurden dann versteckt.

Traf nun an diesem Feiertage, welcher der Göttin geheiligt ist, diese Alles in Ordnung, so sprach sie ihren Segen aus: „So manches Haar, so manches gute Jahr! Im Gegentheile wurden die gleichen Worte fluchend gesprochen: „So manches böse Jahr!"*

Unser Bauer verehrt in der heiligen Gertrud die Schutzgöttin der Spinnerinnen und es ist deshalb auch diese Heilige im Bauernkalender durch eine Garnspindel, an der zwei Mäuse nagen, gekennzeichnet, was bedeuten soll, daß man an ihrem Namenstage, d. i. den 17. März, nicht spinnen dürfe, sonst fressen einem die Mäuse das Gespinnst zusammen. Ueberhaupt hört mit diesem Tage das Spinnen auf, da die Feldarbeit beginnt und der mundläufige Bauernspruch:

„Mit Gertrudis lauft die Maus
Auf's Feld hinaus!"

genügend die Jahreszeit kennzeichnet.

Eine günstige Haar- oder Flachsernte, besser gesagt die Höhe des Flachses im laufenden Jahre, weissagt man aus den drei Eis-

* Grube: Der Flachs in Sitten und Sagen.

zapfen, welche an den drei Fastnachtstagen von der Dachrinne oder dem Dachende herabhängen, sowie aus den Flachspflanzen, welche an diesen Tagen in einen Topf gesäet, aufgehen und natürlich abgemessen werden müssen.

Am Vorabend des Perchtentages darf nicht gesponnen werden. Eine Bäurin, die Gößbäurin im Gößgraben wars, wie alte Leute erzählen, die spann gerne in mondhellen Nächten. Am Vorabend von heiligen Dreikönig spann sie auch. Der Mond stand silbern am Himmel und als er die Spinnerin ersah, warf er ihr sieben Spindeln in die Stube hinein, ihr befehlend, selbe bis Mitternacht vollzuspinnen. Die weibliche Klugheit half ihr dießfalls aus der Klemme.

Sie spann um jede Spindel ein „Garnringle" und als es zwölf schlug in Maltein und der Mond wieder in die Stube lugte, lagen die Spindeln umsponnen vor ihr. Als der Mond dieses bemerkte, sagte er: „Heut hat dir dei Schlauheit g'holf'n! Find i di am Dreikönigsabend noch amol beim Spinnradl, so wirst du zerriss'n," denn:

Die Nacht keart mein,
Der Tag keart dein!

Doch nun zum Brechlfeste selber!

Nach der Bestellung der Herbstsaaten, wenn schon graue Nebelwolken das Thal durch-

wälzen, und das Laub vergilbt und welk von den Bäumen fällt, ladet eine oder die andere Bäuerin die Nachbarinnen mit den „Möntschern" zum Flachsbrechln ein, welches gewöhnlich nach Mitternacht, wenn die Geisterstunde vorüber ist, meist gegen 1 oder 2 Uhr Früh zu beginnen pflegt.

Um diese Zeit kommen die „Brechlerinnen" im Hause der Brechlbäuerin mit ihrem Brechlscheit oder Schwingl unterm Arm zusammen und vertilgen insgesammt ein Mahl, welches meist aus Rindsuppe und Sterz zu bestehen pflegt. Nach demselben gehts nun bei Spannbeleuchtung in die Brechlstube.

Unterwegs werden die „Brechlweiber" unter denen sich oft recht saubre Diandl'n befinden, von den Dorfburschen durch Loslassung von verschiedenartigen Stimmen und unnatürlichen Lauten, die selbe hinter den Buschwerken und Gesträuchen ertönen lassen, „derschröckt", daher auch jene die „Brechlschröcker" genannt werden.

In der „Brechlstube" angekommen, geht es nun an die Arbeit. Das Feuer im Ofen schlägt bereits hohe Flammen, die Flachsbesen sind zum Rösten bereit, der „Brechlschwingl" ist eingehängt und alsbald klimperts und klapperts, daß es eine Freude ist, im fast regelmäßigen Takte.

Lustige Liadl'n, Schnurren und Schnacken, Scherze und Witze werden da losgelassen und

in den Staubwolken der Brechlstube, fast magisch beleuchtet vom röthlich flammenden Lichte der rußigen Kienleuchte, nehmen sich die Brechlerinnen aus, wie die Hexen in der Walburgisnacht, wenn sie am Blocksberg ihren nächtigen Reigen eröffnen.

Fleißig geht nun die Arbeit fort, ununterbrochen, während der Morgen graut, bis der Tag vergeht und die Sonne wieder niedersinkt. Erst Abends acht Uhr wird Feierabend gemacht.

Kommt während der Arbeit des Brechelns den Brechlweibern eine Mannsperson, wer es auch immer sei, in die Nähe, so wird diese schonungslos mit „Oagn“, d. s. Flachsabfälle (Häckerling) überschüttet, wenn sie sich nicht durch ein Lösegeld, welches in der Abgabe eines Trinkgeldes besteht, loskauft.*

Zuweilen krönen sie die „Mannsbilder“, die am Brechlplatz festgenommen werden, mit einem Werchkränzlein, dem „Brautkranz“, und sekirn dieselben durch allerlei schnackige Einfälle.

Wird Feierabend gemacht, so vereinen sich die Brechlerinnen wieder zum gemeinsamen Male, bei dem mit weißen Linnen überdeckten Tische, auf dem die letzten Blumen, die der Herbst übrig gelassen, prangen.

---

* Im Orte Kolbnitz im oberen Möllthale fangen die Brechlerinnen vorbeigehende Bursche ab, beginnen sie „abzuhöseln“, d. h. sie ziehen ihnen die Hose ab und füllen sie voll mit „Oagn“ an. Soll dieser Brauch nicht geschehen — so heißt es brav zahlen und sich loskaufen.

Während dem nun alle Brechlerinnen den dampfenden leckeren Speisen wacker zusprechen, wird draußen im Freien ein Musikstück, aufgeführt von fahrenden böhmischen Musikanten, wenn selbe just zur Hand sind, hörbar. Die Thüre der Stube geht auf und ein „toller Bursche",* der schönsten einer des Dorfes, verkündet den lauschenden, schmausenden Weibern das Herannahen des Brechlbrautritters.

Auf einem künstlich gebildeten Rosse, das durch zwei Bursche dargestellt wird und dessen Kopf aus Pappe oder Stroh gemacht wird, sitzt nun der Ritter, der in einem redegewandten schlagfertigen, Burschen seinen Darsteller findet.

Derselbe entbehrt des „Jankers" und stellt sich in weißblinkenden Hemdärmeln und einem breitkrämpigen mit Strohaufputz gezierten Hütlein vor. Er begrüßt die Gesellschaft mit folgenden Reimen:

„Wia i enk do beisomen schau,
Griaß i zuerst die Brechlfrau!
I reit daher zum Brechlföst,
Griaß die Brechlbrautmuater
Griaß ihre Göst!
I reit über Alman, Grabn und Zain,
Die Brechlbraut z'segn za enk herein!"

Nach dieser Anrede antwortet die „Brechlbrautmuater" ein gleichfalls schlagfertiges, zumeist saubres Diandl, welches hinterm Tische sitzt, in stichelndem Ton:

---

* Frischer Bursche.

Nar die Brechlbraut z'segn reit'st du daher
Und sunst host du kane Schmerz'n mehr?

So geht es nun weiter fort, Stichelei auf Stichelei macht die Runde, alles wird in Reimen abgewickelt und je ärger sich der Ritter und die Brechlbrautmuater die Meinung hineinsagen, einander „aufziagn" und „abtrumpfen", desto fideler ist die Unterhaltung.

Der Kernpunkt, um den sich die Unterredung dreht, ist die „Brechlbraut" selbst, welche nun in einem Körbchen aufgetragen wird, und aus einem mit Flittergold und rothen Seidenbändchen gezierten „Reindling", in dessen Mitte ein Rosmarinstrauß steckt, besteht, der vor die Brautmutter hingestellt wird. Nach noch lange andauernden gegenseitigen Neckereien, gibt die Brautmutter ihre Tochter endlich dem Mann ihres Herzens, welcher meist der Ritter selber ist. Dieser läßt einen gellen Juchazer los, springt von seinem Gaule, faßt sein Mädchen, die Brechlbrautmuater, um die Mitte, und eröffnet den Reigen des Tanzes, für welchen die Musiker schon die besten Weisen besorgen.

Bald dreht sich begeistert auch die andere Gesellschaft nach dem Tacte des Tanzes und schaut der junge Tag zum Fenster herein, so findet er noch immer beisammen das lustige Volk der Brechlerinnen und Tänzer in Frohsinn und Heiterkeit.

Der Dreinagel-Freitag.

Von der menschlichen Seite betrachtet, hat der katholische Cultus ein sehr großes Verdienst. Dieses liegt darin, daß er zu einer Zeit der Barbarei mit wahrem Genie die Bedürfnisse des Gemüthes erkannt und auf ihnen die Entwicklung seiner gottesdienstlichen Formen begründet hat. Darauf beruht die Macht der Form, ob wir derselben im Tempel oder auf freiem Felde begegnen. Wirkt im ersteren die Macht auf uns ein, welche die Geschichte auf jedes Menschenherz, ihm unbewußt, ausübt, so auf letzterm die Macht der Natur, die jener andern völlig ebenbürtig ist. Das haben die geistlichen Führer des Volkes wohl begriffen, und die Einrichtung der sogenannten Bittgänge oder Processionen ist aus diesem Grundgedanken erwachsen.

Unwillkürlich öffnet sich das Herz, wenn Berg und Thal vor unserem Blick sich öffnet,

unwillkürlich wachen Hoffnung und Glaube in unserem Herzen auf, wenn die Wunder der Natur vor unseren Augen liegen. Die Seelenkunde der Religionen ist ihre Stärke und darum finden wir auch diese Bittgänge nirgends so sehr verbreitet, wie gerade in schönen Gegenden und in der schönsten Jahreszeit.

Mit diesen Worten kennzeichnet der bekannte baierische Culturhistoriker Carl Stieler das Wesen der Processionen, die wohl nirgends größere Theilnahme finden, als in unseren österreichischen Gebirgsgegenden. Abgesehen von den obligaten drei Bitttagen, dem Frohnleichnamsfeste, dem Schönsonntage und Marcustage, veranstaltet das katholische Bauernvolk bei jeder Gelegenheit, wenn z. B. ein Regenmangel, eine allzugroße Dürre eintritt, wenn Hagel die Feldfrüchte schädigt oder zum Dank für die Ernte, einen Bittgang und Groß und Klein, Jung und Alt nimmt Theil an derselben.

Von besonderer Bedeutung für gewisse Gegenden Kärntens scheint der „Dreinagel-Freitag" zu sein.

Es ist dieses der Freitag in der zweiten Osterwoche, der eigentlich Viernagel-Freitag heißen sollte, da er seinen Namen von der Auffindung des vierten Nagels des Kreuzes Christi durch Kaiser Carl IV. erhalten haben soll. Der zu gleicher Zeit regierende Papst Clemens VI.

setzte zum Andenken an diese wundersame Auffindung ein Fest ein, welches sich bis in unsere Zeit, namentlich in einigen Theilen Kärntens erhalten hat.

Interessant ist es immerhin, daß gerade an diesem Tage, gleichsam zur Symbolisirung des Aufsuchens des vierten Nagels Christi an manchen Orten eine förmliche Völkerwanderung stattfindet, daß das Volk gerade an diesem Tage schaarenweise Wallfahrten von weitester Ferne zu einzelnen Gnadenkirchen unternimmt.

Im Jaunthale ist z. B. die Kirche zum heiligen Grab ob Einersdorf bei Bleiburg an diesem Tage der Zielpunkt der betenden Pilger und Pilgerinnen, welche sogar aus dem Paradiese Kärntens, dem Lavantthale, aus der Eisenkappel, Schwarzenbach und Miß hieher eilen, um sich ihrer Sünden und ihres Geldes zu entledigen. Da wimmelt es auf dem Berge, auf dem die prächtige Kirche steht und von dem sie mit ihren zwei Thürmen in das Jaunthal hineinblickt, und Kopf an Kopf drängen sich die frommen Gemeinden zur Gnadenkirche. Zwar an jedem Freitage durch die ganze Fasten und noch einige Zeit bis nach Ostern hinaus sind diese Kreuzgänge hier an der Tagesordnung; der stärkste Besuch jedoch fällt auf den Dreinagel-Freitag. Krämer- und Schankbuden, Krapfenbäckerinnen und Café's findet man vor dem Gotteshause, und während

sich drinnen alte Weiber die Knie wund-rutschen,* oder, um Gott wohlgefällig zu sein, den Altar „abbußnen",** scherzen und schäckern Bursche und Mädchen bei den Schank-, Kaffee- oder Lebzeltbuden, oder es feilschen Kauflustige um irgend eine Waare und handeln und schachern, daß es eine wahre Freude ist.

„Und der Himmel voller Huld
Sieht dies alles mit — Geduld!"

Sowie hier gewiß viele Hunderte an diesem Tage ihr andächtiges oder auch nicht andächtiges Rendezvous halten, so versammeln sich am Ursulaberge die Gutensteiner und Bewohner der in der Nähe liegenden Ortschaften zum gleichen Zwecke, auch am Diex bei Völkermarkt und am Lisnaberge nächst Ruden wimmelt es an diesem Tage von Wallfahrern. Eine Hauptspecialität aller genannten Wallfahrer sind aber unsere „Vierberger." Schon unser alter heimatlicher Chronist Hieronymus Megiser erzählt im ersten Buche seiner „Chronik des Erzherzogthumbs Khärndten", daß auf den Ulrichs-, Helenen-, Veits- und Lorenzenberg jährlich große Wallfahrten gemacht werden. „Auf diese vier Perg lauft das gemeine Landvolk alle Jahr Kirchfahrten an der heiligen drei Nägl Tag (den also nennen sie

* Umkriechen.
** Abküssen.

den dritten Freitag nach Ostern)* und muß dies Kirchfahrt lauffen auff einen Tag verricht werden. Darumb sie sich dann auch nicht lang saumen, wann sie in der Kirchen ainekommen gehn allein flux vmb den Altar naigen sich und lauffen wider davon. Es erkranken jhrer viel vber diesen lauffen, daß auch zu zeiten etlich gar sterben, dann es ein sehr langer Weg, vnd wie etlich nachraiten, wohl zwölf Teutsche Meil sein sollen." Ich möchte sagen, daß diese Kirchfahrt, wie dieselbe schon am Vorabende des Dreinagel-Freitags im Glanthale sich abspielt, einzig dasteht. Um Mitternacht vom Donnerstag auf den Freitag versammeln sich die Theilnehmer in der Kirche auf dem classischen Boden des Magdalensberges, allwo ein Hochamt verrichtet wird, dem Alle anwohnen. Kaum ist die Messe zu Ende, eilen unter Kienfackelbeleuchtung, die Hüte mit Berglaub bekränzt, die Wallfahrer die Höhe des Magdalensberges hinunter über Auen und Fluren, Wiesen und Felder, um bis zum Grußläuten Morgens in Pörtschach am Ulrichsberge zur zweiten Messe einzutreffen. Beim Eintritt durch die Friedhofthüre zählt einer der Pilger die in die Kirche Eintretenden, ein anderer zählt die aus derselben nach der Messe Herauskommenden, um so zu erfahren, ob nicht Meister Satan zugewachsen sei.

* Nach Megiser ist der dritte Freitag nach Ostern der Dreinagel-Freitag. Allgemein feiert man jetzt aber in Kärnten den zweiten Freitag nach Ostern als solchen.

Die Sonne wälzt indessen ihre goldene Feuerkugel über die Berge, ein freundlicher Morgen weckt die fröhlichen Sänger des Waldes und wie Balsamhauch umfächelt die Morgenluft die schweißtriefenden Stirnen der Weitereilenden. Noch hat der Messelesende Priester nicht sein „ite missa est“ ausgesprochen, als die Masse sich neuerlich in Bewegung setzt, schnurstraks die Höhe des Ulrichsberges erklimmt und dann über Karnburg und Zweikirchen auf den Veits- oder Göseberg zur dritten Messe hastet, um schließlich Nachmittags vier Uhr den „lötz'n Sög'n“ am Lorenziberge einzuheimsen. Daß auf jedem weidlich geopfert wird, ist selbstverständlich. Am Lorenzi- und Magdalenen-Berge darf sogar Getreide gespendet werden.

Dieser lange Weg muß in 24 Stunden beendet sein, was man, wie der Volksmund sagt, nur am Dreinagel-Freitag „darmochen konn.“* Warum gerade die vier Berge abgestiegen werden, erklärt sich dadurch, daß am Magdalensberg das Kreuz, am Ulrichsberg die Dornenkrone, am Veitsberg die Lanze und am Lorenziberg die drei Nägel Christi verehrt werden.

Selbst auf jedem Berge wechselt der Wallfahrer den Hutschmuck. Indeß er am Magdalensberg ein Wachholdersträußchen aufsteckt, nimmt er am Ulrichsberg sogenanntes Karfunkel-

* Durchführen kann.

laub, am Veitsberg einen Fichtenzweig und am Lorenziberg Buchsbaum zur Hutzierde.

In welch hohem Grade der Dreinagel-Freitag beim Volke in Ehren steht, und welch segnende Wirkungen dasselbe diesem Tag zuschreibt, hievon gibt die vom alten Markuschbauer ob Gröblach mitgetheilte Sage das beste Zeugniß. Dieselbe lautet:

Ein Gefangener in der Türkei riß sich los und gieng davon. Als er zum Grenzwasser kam, befiel ihn ein Gedanke und er dachte bei sich: will ich über das Wasser, so komme ich im selben um, bleibe ich, so tödten mich die Feinde. Matt vom weiten Wege sank er zu Boden und schlief ein. Da schien es ihm als ob eine Stimme ihm zuriefe: „Du bist gerettet, wenn Du zum Dreinagelfest nach Kärnten gehst!“ Er wachte auf und dachte sich wo ist Kärnten, wo das Fest und wie komme ich über das Wasser? Wieder befiel ihn der Schlaf, doch als er wieder erwachte, befand er sich schon jenseits des Wassers. Wie von einem unsichtbaren guten Geist geleitet, marschirte er darauf los und kam richtig nach Kärnten. Als er im Dorfe St. Sebastian ankam, frug er den Wirth, wo der Ort sei, an dem das Dreinagelfest stattfindet. Dieser bezeichnet ihm den nahen Magdalensberg und sagte, er möge sich nur ein klein wenig gedulden. die „Kirfatter“* werden gleich anrücken. So

* Wallfahrer, Kirchfahrter.

war es auch. Der Flüchtling schloß sich dem Zuge an, machte den Rundlauf mit und — war gerettet.

Im Jahre 1872 nahmen 2568 und im Jahre 1873 wegen des damals herschenden Regenwetters nur über 700 Personen an dieser Hetzfahrt Theil. Heuer war die Zahl der Theilnehmer eine geringere.

Daß dieses fromme Wettrennen, bei welchem mindestens sechs bis acht Meilen zu bewältigen sind, auch nachtheilige Folgen für die Gesundheit hat, wird Jedermann leicht begreiflich finden und namentlich die Aerzte jener Gegend dürften es aus ihrer Praxis wissen, welche Opfer dieser religiöse Cultus jährlich an Gesundheit, ja sogar an Menschenleben fordert.

Im Jahre 1873 starb ein „Vierberger" schon auf dem zuerst erstiegenen Berge, dem Magdalensberge, eines plötzlichen Todes unter Kolik-Erscheinungen, ein Zweiter kam von einem Sturz auf dem steilen, schlüpfrigen Boden mit einem gebrochenen Beine davon.

Ueber die Entstehung dieser eigenthümlichen Wallfahrt ist außer dem, was ich früher gesagt, wenig bekannt. Die Sage geht, daß sich Friedrich Barbarossa im Untersberg alle sieben Jahr erkundigen soll, ob wohl die Ameisen und die Vögel mit den weißen Vortüchern auf den vier Bergen noch herumsteigen, und ob die Bauern noch Vormittag ihr Brot backen. Mit den

Ameisen und Vögeln mit den weißen Vortüchern sind die Wallfahrer gemeint, deren Gang ameisenartig, hastend vollzogen wird. Erhält er einmal eine verneinende Antwort, so kommt er mit seiner ganzen Heeresmacht aus dem Berge, metzelt Alles nieder und die Welt geht unter. Auch heißt es, daß, wenn diese Zeichen nicht mehr eintreten, die Zeit kommt, wo man um den Glauben kämpfen wird. Dieselbe wird jedoch nur kurz währen, so kurz, daß die Zeit, um drei Laib Brod zu verzehren, zu lang und um zwei Laib Brod zu genießen, zu kurz sein wird. Eine weitere Sage erzählt man wie folgt: Zur Zeit einer Hungersnoth gieng es einem Bauer im Krapffelde so schlecht, daß er seinen Söhnen befahl, das Stroh von den Dächern zu reißen, es auszudreschen, um es als Opfergabe, am „drei Nogltog" am Magdalensberg auf den Altar zu legen. Die Söhne thaten wie der Vater befahl; machten dann die Wallfahrt auf die vier Berge, opferten die ausgedroschenen Getreidekörner und siehe da, im kommenden Jahre hatten die Krapffelder eine gute, reiche Ernte. Aus Dankbarkeit nehmen die Krapffelder auch noch heutigen Tages vornehmlich Theil an der Wallfahrt.

Vielleicht trägt diese Sage auch die Schuld, daß dieser Bittgang noch immer nicht abgebracht werden konnte.

Man hält eben allzugern am Althergebrachten!

Pfingsten!

Im Trifolium der großen Feste des Kirchenjahres nimmt Pfingsten, das Fest der feurigen Zungen, oder der Ausgießung des heiligen Geistes, „Pfingsten, das liebliche Fest“, die letzte hervorragende Rolle ein.

Aber nicht allein im religiösen Sinne haben die Pfingsten ihre höhere Weihe, auch in culturhistorischer Richtung haben dieselben eine große Bedeutung.

Unter den Germanen bezeichneten dieselben gewissermassen den Beginn des Frühlings. In allen den Spielen dieser Zeit finden sich Anklänge auf den Kampf des Sommers mit dem Winter; wie solcher schon im ältesten Dichterwerke unserer Deutschen, ich möchte sagen ihrem hohen Liede, der „Edda“ erwähnt erscheint.

Nach der Mythe erscheinen Sommer und Winter stets sich im Kampfe gegenüberstehend, sie verhalten sich wie Nacht und Tag, und in-

dessen Tag und Sommer alles erfreut, betrübt Nacht und Winter die Welt.

Daß ein solcher Abschnitt des Jahres, die Ankunft des Sommers, des Maies, wie wir jetzt sagen, des Frühlings, nun genügenden Anlaß zu festlicher Begängniß gab, unterliegt keinem Zweifel. Feste, Spiele, Lieder ꝛc. deuten auf die hohe Bedeutung des Tages und mancherorts wird noch heutigen Tages der Kampf des Winters mit dem Sommer allegorisch, von Bauernburschen dargestellt, allwo namentlich der siegende Sommer gar lieblich besungen wird.

Aus alldem geht hervor, daß der Eintritt des Sommers eine heilige Zeit war, die durch Opfer, Feste und Tänze bewillkommt wurde, die das Leben des Volkes mannigfach regelte und erheiterte. Freilich haben seit jener Zeit durch die segenbringende Cultur viele der alten Bräuche aufgehört, aber dennoch sind diese nicht gänzlich verschwunden. So erscheinen als Ueberbleibsel jener Zeit, durch die namentlich der Brautlauf der Deutschen, der Mairitt, identificirt wird, das am Pfingstmontag jährlich stattfindende Kranzlreiten in Weitensfeld und das Kufenstechen in Feistritz im Gailthale. Nebst diesen Sitten haben sich aber im Volksleben Kärntens auch noch andere Pfingstbräuche erhalten, die hier in näheren Betracht gezogen werden sollen.

Wenn man am Pfingstsonntag am frühen Morgen das Möllthal, von Möllbrücken an bis Heiligen Blut durchwandert, so wird man sich fortwährend in einer Rauchwolke bewegen, die von den sogenannten Pfingsthaufen herrührt, welche schon am Pfingstsamstag angezündet werden.

Der Bau dieser Haufen ist schon an und für sich eigener Art.

In der Pfingstwoche versammeln sich alle Bursche eines Ortes auf einer einzelnen, schön gelegenen Bergkuppe, die nicht weit von einem Bache und auch nicht zu weit von einem Walde entfernt ist und tragen da in großer Menge Laub, dann Fichten-, Lärchen- und Tannenäste zusammen, um daraus einen Kegel zu bilden. Daß sie die Nähe des Wassers aufsuchen, geschieht darum, weil der Haufe häufig mit Wasser begossen werden muß, um nicht vorzeitig in helle Flammen aufzulodern.

Haben die Bursche das nöthige Brennmaterial zusammengetragen, so wird je nach der Größe des Haufens eine kreisförmige, schuhtiefe Grube ausgeworfen und in der Mittte derselben eine kleine Holzpyramide, die zum Anzünden des Haufens bestimmt ist, aufgebaut. Rings um diese Pyramide werden nun Geäste, grüne Zweige, Laubwerk und selbst auch Erde gelegt, so daß der eine Holzkegel nur „vergloßen“, nicht aber

flammend verbrennen kann. Der Haufe, der am Abende des Pfingstsamstag entzündet wird und der den meisten Rauch verbreitet, hat den größten Werth, denn nach der Menge des Rauches schließt der obere Möllthaler auf Reichthum der Ernte. Ihm ist der Rauch demnach eine Deutung besonderer Art, welche aber im natürlichen Wege seinen Grund darin findet, daß eine bessere Ernte dadurch erzielt wird, daß durch warmen, massenhaften Rauch ein etwa in der Nacht fallender Reif zu nichte gemacht wird.

Am frühesten Morgen des Pfingstsonntag entkleidet man den Holzkegel seiner feuchten, dämpfenden Umhüllung, so daß das Feuer hochfunkelnd aufschlägt, um welches Knechte und Mägde jubelnd herumtanzen.

Wenn nun das Feuer so prasselt und knattert und die Funken sterngleich herumzischen, dann heißt's im Volksmund: „Hiatz verbrennt da Winter und da Auswärts (Frühling) ziagt ein."

Wer der (oder die Letzte) beim hellodernden Pfingsthaufen anlangt, wird mit einem „Halloh" empfangen und mit einem Brennesselkranze als „Pfingstkünig" gekrönt. In den meisten Fällen weiß man es so einzurichten, daß das sauberste Diandl des Dorfes als Pfingstkönigin, welche die „Pfingstsunna" verschlafen hat, unter lauten schnurrigen Schnicksschnacks gekrönt wird.

Ist der Pfingsthaufe zu Asche verbrannt, so zieht die jugendliche Schaar bei dämmerndem Morgen unter Sing und Sang in ihr Dörfchen, um dort den Pfingstkönig vom Schlafe zu wecken und selbem gleichfalls das Haupt mit Brennesseln zu bekränzen.

Wie im Möll-, so werden auch im Maltathale in der Pfingstsamstagnacht an den Gehängen des Hatten-, Malta-, Krain- und Dornbacherberges weithin flammende Pfingstfeuer angefacht, bei denen die liebe Dorfjugend ihre Schnacken und Schnurren treibt. In Ober- und Unterkärnten herrscht allseits die Sitte, den längsten Schläfer am Pfingstsonntag als Pfingstkönig zu begrüßen. In einigen Dörfern wird derselbe mit einem Blumenkranz, meist aus Pfingstrosen geflochten, meistenorts aber mit einer Strohkrone gekrönt. In der Nacht von Sonnabend auf Pfingstsonntag pflegt man in Kärnten auch die Pfingstmaien, das sind grüne Birkenzweige vor die Fenster zu stecken, damit in seinem Fluge durch die Welt, der heilige Geist ein Plätzchen zum Aufsitzen findet.

Ein eigenthümlicher Malteinerbrauch, der auch nur einzig und allein im dortigen Dörfchen vorkommt, wird uns vom Pfarrer Kohlmayr erzählt. Am frühen Morgen des Pfingstsonntag werden nämlich die Schafheerden mit Glöckchen und Schellen, so viel man ihrer nur

auftreiben kann, behangen. Bei dem ersten Anzeichen der Morgenröthe, lange vor dem Gebetläuten, ziehen nun Hirt und Heerde aus.

Ist das ein Klingen und ein Blöcken, daß Einem schier die Ohren gellen!

Die ganze Heerde durchzieht dann noch einmal alle Gassen des Dorfes, wie zum Beweise ihres Frühaufstehens, wie zum Abschiede, denn nun geht's baldigst den Almen zu.

In der Nöring und inneren Krems, dann am Treffenboden ober Gmünd besteht am Pfingstsamstag die Sitte des Pfingstrennens. Es wird an einer weiten ebenen Tratte ein Maibaum aufgestellt. Dort nun laufen von einer bezeichneten Stelle die Bursche dem „Maibam", der das Ziel bezeichnet, zu. Der erste Anlangende erhält von einer Dorfschönen einen Busch'n „Pfingstblüamlan" und obendrein noch ein schnalzendes Bußl. Höchst interessant und bezeichnend in seiner Art, gerade für den viehzuchttreibenden Bergbewohner ist das sogenannte Pfingstklecknan in der Pfingstsamstinacht und am Pfingstsuntimorgen das jetzt noch namentlich im Lieser- und Maltathale gepflogen wird.

Schon der kärntnerische Vierzeiler:

„Die Buab'n in der Malting
Thuan klecknan und knoll'n
Daß wolltan die Schnolzer,
Durch's gonze Thol holl'n!"

kennzeichnet genügsam die eigentliche Heimat dieser Gepflogenheit.

Es findet sich aber gerade in diesen Thälern das richtige Gebiet für die Ausführung dieses Brauches. Da hat man schmale enge Gräben mit beiderseits himmelanstrebenden Felswänden, an denen sich der Schall vielfältig abbricht. Schon einige Wochen nach Ostern suchen die „Bergerbuab'n" ihre „Goaßln" hervor, um an selben allfällige Ausbesserungen vorzunehmen oder um sich das Klecknan einzuüben. Die „Goaßl" gleicht der Peitsche der nordischen Schlittenfuhrleute. Auf einem kurzen, kaum zwei Schuh langen Stiel ist ein zuweilen glockenstrick dickes Seil, das gegen das Ende zu immer dünner wird, angebracht. Sie ist von Hanfhaar angefertigt und hat am dünnen Ende die feinen Haare vom Ochsen- oder Kuhschweif eingeflochten, welches die Bursche „Goaßlschmiß" nennen. Es hat derselbe den Zweck, beim Schwingen der Peitsche einen schärferen, heftigeren Knall hervorzubringen. Mit dieser Vorrichtung kommen nun alte und junge Bursche nach dem Betläuten auf der Hausflur zusammen und versuchen sich im Schwingen der Goaßl, einzelne Klecker loslassend; denn zusammenhängende Knalltouren dürfen vor Pfingsten wegen Verletzung der Festweihe nicht losgelassen werden.

Rückt aber der Pfingstsamstag an, hat das Aveglöcklein verklungen und sind die Pfingstfeuer angefacht, dann geht das Peitschengeknall los, welches oft stundenlang fortdauert. Oft wird von mehreren Kleckern mit der Goaßl ein so harmonischer Einklang hervorgerufen, daß die Töne fast anheimelnd an's Ohr dringen. Ich hatte im Gmündnerstädtchen selbst einmal Gelegenheit, zwei Peitlerknechte, von denen der eine sich am obern, der andere am untern Ende des Platzes aufgestellt hatte, mit solch' einer Fertigkeit klecknen zu hören, daß in den Stückl'n, die sie abknallten, ein förmlicher Accord, ich möchte sagen, eine Melodie lag.

Es liegt aber auch ein gewisser Stolz im Bewußtsein, ein tüchtiger Klecknerbua zu sein, die Diandln am Tanzboden schielen auch viel lieber nach einem solchen Burschen, der's Klecknan aus'n „F" versteht, als nach einem Andern und selbst das Liedchen:

Der Bua mit der Goaßl
Mocht ollweil wix, wax,
Und scheans Diandle kim einer
Zu mir in's Gedax!

dürfte insofern richtig sein, als der vom Kleckner ausgesprochene Wunsch sich vielleicht leichter erfüllt, als bei einem Andern.

Dorfpoeten.

Fast ein unzertrennbarer Begriff ist es, daß man im Allgemeinen, wenn man vom Kärntnervolke spricht, stets auch seines Liedes gedenkt; und zwar mit Recht, denn das Lied, ich meine das Volkslied, so wie es der Kärntner singt, ist eine Eigenthümlichkeit unseres Volkes. Fast durch alle Thäler unseres Landes, wenige Ausnahmen sind zu verzeichnen, zieht sich die pulsirende, froh bewegte Ader des Nationalliedes, welches nunmehr dazu gelangt ist, daß dasselbe eben so gut im Salon des Fürsten seine Hoffähigkeit erreicht hat, als wie es im schlichtesten Stübchen, der niedersten Hütte ein stets begrüßter und willkommener Freund geworden ist.

Wie diese Lieder entstehen, ist wohl schwer, und doch wieder so leicht zu schildern. Beim frühen Morgengange zur Arbeit in frischer klarer Luft oder bei der Heimkehr von derselben, wenn's

Vesperglöckchen Feierabend läutet, singen und jauchzen die Mähder, Hüfler und Schnitter, daß es eine wahre Freude ist und daß die schallenden Jodler in den Berghalden und engen Thalklüften ihr vielfältiges Echo finden. Der „Halterbua" auf der Alpe und die „Senndin" in ihrer Schwaig, kürzen sich die Zeit durch Liedersingen, die sie sich selber erdichten und componiren, oder durch Absingung von solchen „G'sangln", die sie vom Thale aus auf die Alm mitgenommen haben. Zumeist jedoch erklingt das Lied in seiner ganzen Urwüchsigkeit in der Schenke und am Tanzboden, wo es wie ein unversiegbarer Quell' hervorsprudelt und eine lange „Schnaßn"* bildet, daher man diese Vierzeiler auch gern als „Schnaßenliadlan" zu bezeichnen pflegt.

Bei Kirchtagen und Hochzeiten ist der Tanzboden sozusagen der Sammelpunkt aller Lust, aller Freude, daher auch der bequemste Ort, wo den besten Sängern die günstigste Gelegenheit geboten ist, das Augenmerk der Andern auf sich richten zu machen. Der „Zechburscht", das ist jener, der die besten Einfälle hat und die meisten „Liadln" zu singen weiß, ist gewöhnlich ein Specialität unter seines Gleichen und zwar dadurch, daß er stets gewappnet ist, allfällige lyrische (?) Insinuationen („Trutzliedln"

---

* Reihe.

genannt) zurückzuweisen und sie mit epigrammatischer Schärfe gleichfalls durch das Lied zu verdammen, soll die Beleidigung nicht durch den Faustkampf seine Austragung finden. Die andern Burschen, welche unter dessen Anführung stehen und welche namentlich beim „Steirischen" oder beim „Kranzelabtanzen" in den Zwischenpausen den Musikanten „an's vorsingen", bringen, so sie etwas Besonderes leisten wollen, gar häufig eigene Stegreif-Dichtungen vor und singen dieselben entweder nach einer selbst erdachten oder schon bestehenden Arie.

Ist der neue Text oder die neue Melodie schön und wohlklingend, so wird derselbe und diese von den Andern aufgefaßt und nachgesungen und so zum Gemeingut des Volkes erhoben. Auf diese Art ist die große Anzahl von „Kärntner Liadlan" entstanden.

Dieselben zeichnen sich durch eine, ich möchte sagen, schlichte Einfachheit, aber mitunter einen solchen Reichthum an poetischer Schönheit aus, daß selbe für Jedermann eine seltene Anziehungskraft besitzen. Dazu kommt eine Originalität der Gedanken, die selbe bergen, die fast überraschend wirkt. In diese Lieder legt das Volk sein ganzes volles Herz, sein Lieben und Hassen, seinen Scherz und Aerger, kurz es charakterisirt sich darinnen. Vorherrschend sind Natürlichkeit, Derbheit, kecker Witz, frischer Humor,

manchmal unterdrückt sein wollender Schmerz und schließlich ist auch etwas Cynismus und Bauernmanier in den kärntnerischen Vierzeilern vertreten.

Wenige dieser „Liadlan" sind vom Volke schriftlich aufbewahrt worden. Hätte V. Pogatschnig mit E. Herrmann, so wie heuer Fried. Leon sich nicht der Mühe unterzogen, diese mitunter so reizenden Blüten kärntnerischer Dorfpoesie zu sammeln und herauszugeben* wir hätten thatsächlich wenig Kenntniß von dem, was das Volk in den Bergen tief drinnen, in den frisch grünenden Thälern und in den einsamen Gräben singt und dichtet. Es ist dieses Unternehmen somit ein Verdienst dieser Herren, denen wir unseren besten Dank nicht versagen können.

Die Dichter dieser Verse, unsere Dorfpoeten, zu ergründen, ist wohl schwer. Sie rekrutiren sich aus allen Ständen, als da sind Gutsbesitzer, Lehrer, Köhler, Bauern, Keuschler, Knappen, Knechte und Dirnen; kurz, es sind alles Solche, die genügend Witz und Humor und das beste Zeug zum „reimen" besitzen, das Silbenmaß und die Form kommt da wenig in Betracht. Wenn's nur gut in's Ohr klingt, wenn sich's reimt und die Pointe einen keckcn Witz, eine heitere Anspielung oder einen Zug aus dem Leben involvirt, so genügt es. Die „Silber-

---

* „Deutsche Volkslieder aus Kärnten". Gesammelt von V. Pogatschnig und Dr. E. Herrmann, 1869. — „Kärntner Lieder", Verlag von Joh. Leon sen., 1881.

egger Knappitsche" bezeichnet Pogatschnig als solche Volkspoeten und zwar ganz gerechtfertigt, denn das Krapffeld, die Heimat der Herren von Knappitsch, ist sozusagen die Wiege der Kärntner Lieder und den meisten „G'sangln" sind wohl die Silberegger zu Pathe gestanden, oder sie haben sie selber erdacht und komponirt.

Ich erinnere nur an die hübschen Lieder: „Du varpanta Guggu", oder „Af der Zigguln hob i meine Felder" u. s. w. welche wie noch viele andere, dort entstanden sind.

Viele Vierzeiler und „Plepprliadlan" haben den Thurnhofer Mundi (Herrn Gorton Raimund, seinerzeitiger Besitzer des Thurnhofes bei Weitensfeld, seit einigen Jahren verstorben) zum Verfasser.

Das war ein Dorfpoet ersten Ranges. Wenn er von sich selber sang:

I bin dar Thurnhofer
In dar Sunnleit'n!
Hob' a Grosackerl
Und a Hob'rleit'n,
Hob' zwa Gas in Stoll
Und zwa Böck in Pfluag!
Und glei Geld und Diandlan
Hob i gnuag!

Won i aufdönk af mei jung's Löbn
Wo i überoll bin schon umaglögn!
Afn Heubodn, und in Kölberstoll,
Und waß Gott no wo überoll.

so schilderte er sich hierin am Treffendsten.

Wie lustig und keck klingen seine Vierzeiler:

Won i afn Zamelsberg Kirch'n geh,
Ziag i mein lodnan Rock on,
Und won i mei Diandl in da Kirch'n sig,
Schaug i kan Heil'gan mehr on.

Oder:

In Sunti werd sakrisch lustig wern,
Wer ma af die Olm gehn zäun,
Dianblan wernd a mit uns fürfaln* gean,
Af da Fladnitz, do trink ma an Wein.

Als sein letztes Lied bezeichnete man mir den schwermüthig gehaltenen „Kohlbauernbuabn", dessen Text bekanntlich lautet:

Und da Kohlbauernbua der bin i
Und a Wolddiandle das liab i,
Bin a Bua a jungar
Schleich in Woldschlog umar.
So schleich i holt umar
In Wold bei mein Holz,
Und dos mei Diandl sauba is
Glei dos macht mi stolz.

Nun hat der „Gorton Mundi" auch ausgesungen; er starb zwar ohne Nekrolog — so was gibts nicht bei Dorfpoeten — aber er lebt fort unter dem Volke, namentlich den Gurkthalern in seinen vielen Liadlan.

Auch dem verewigten Künstler Hanns Gasser schrieb man einige Dorfpoesie aus seiner Jugendzeit in die Schuhe, die ich zu glauben

* Die dürren Holzäste zusammen ziehen.

um so mehr Berechtigung finde, als unter dessen hinterlassenen Manuskripten, von denen sich Fragmente in meinen Händen befinden, welche Reimschmiedereien zu finden sind.

So bezeichnet man ihn als Verfasser der Vierzeiler, die lauten:

Dar Jocklbauer z' Hilpersdorf,
Hot an schean Sensenwurf
Und an schean Moadrkumpf
Grad wia mei Stumpf!

Enkl wia a Sens'nstan
Und kane Wadl,
Sunstar glei Haut und Ban,
Bua, dos sein Tadl!

Als ein Bauerndichter neuester Zeit entpuppte sich der Fostlbauer zu Purzlgraben im Görtschitzthale, von dem mehrere Vierzeiler das dortige Gebirgsvölklein singt.

Alles zusammen genommen liefert den Beweis, daß in den Bergen und Thälern des Kärntnerlandes nicht nur ein gemüthliches, sondern auch ein poetisches Völkchen wohnt, dessen Lieder in der Mehrzahl als köstliche Perlen inniger Volkspoesie mit vollem Recht bezeichnet werden können, um deren Bekanntwerdung sich gegenwärtig unser Landsmann Thomas Koschat große Verdienste erwirbt.

Der Bleiburger Wiesenmarkt.

So wie Wolfsberg seinen Colmoni- (13. October) und St. Veit seinen Michaelis- (29. September) Markt* hat, so hat Bleiburg, die alte landesfürstliche, mit Privilegien so reich bedachte Stadt, die Metropole des Jaunthales, ihren allseits bekannten großen Egidi-Wiesenmarkt.

Draußen auf der Stadtwiese, einem Eigenthume des Grafen Thurn, welche sich in weiter Fläche hindehnt, steht Bude an Bude, Ständchen an Ständchen, Zelt an Zelt, und wenn die Nacht auf Rabenfittichen sich auf die Erde senkt, so schimmert Einem diese Bretterstadt von zahllosen Lichtern magisch beleuchtet, entgegen.

Machen wir einen Gang hinaus auf die Wiese und betrachten wir Alles, was sich uns reizend und neu entgegenstellt.

* Beide Märkte werden gleich dem Bleiburger Wiesenmarkt, auf einer großen Wiese vor der Stadt unter dem gleichen Getriebe und Arrangement abgehalten. Der St. Veiter Markt hat seine Privilegien schon unter Herzog Rudolph den IV. am 25. Juni 1362 erhalten.

Ist das ein Gewimmel von Menschen! — Alten und jungen Frauenspersonen begegnet zuerst unser Blick, die emsig beschäftigt sind, Kaffee zu kochen, Würste zu sieden ꝛc. und für den Verkauf solcher Delicatessen zu sorgen. Von den Sehenswürdigkeiten findet sich z. B. eine Menagerie mit hungerigen Wölfen und andern Bestien, ein Zaubersalon, worin das berühmte Kopfabschneiden, Fußausreißen u. dgl. producirt wird, Stereoskopen und Wachsfiguren, Gymnastiker u. s. f. Und das Alles sieht man um 10 kr. Eintritt.

Die Jugend versammelt sich hauptsächlich beim Ringelspiele, das unter Paukenschall und Orgelklang sich lustig im Kreise dreht. Wer ein übriges Geld hat, mag sein Glück auf den fünf Kegelstätten auf der Wiese versuchen. Die sogenannten Marktscheiber finden sich bei denselben ein und sind für manchen Neuling ärger als Vampyre.

In den improvisirten Restaurationen mit den simplen Herdstellen wo duftige Oelkrapfen der siedenden Pfanne entnommen werden und eine herabgekommene Marktthebe Schnäpse und Liqueure aller Art darreicht, sieht man ein buntes Bild. Abenteuerliche Gestalten haben an den ungehobelten Tischen Platz genommen. Schwammträger, Stürzler, Schinderknechte und zweideutiges Weibsvolk lassen dort ihrer Freude und Lust volle

Zügel schießen und treiben ihr Wesen beim Sang derber Volkslieder, in Begleitung des „Hackbrettls".

Während man all' die Scenen betrachtet, wogt fort und fort eine Masse Menschen auf und nieder, die eben so wenig, wie unsereiner weiß, wohin man zuerst seine Aufmerksamkeit lenken soll.

In der Krämerreihe ereifert sich ein schwarzäugiges Kind der Slovakei durch Anrühmen seiner Waare, dort macht bei einer andern Bude ein blonder Junge praktische Studien in der Anwendung des böhmischen Cirkels, da handelt eine sparsame Hausfrau um ein paar Kreuzer, als gelte es eine Million zu gewinnen, kurzum allüberall bewegtes Leben, buntes Getriebe.

Hauptsächlich viel Geschäfte werden am Montage Vormittag durch den Ankauf von Schafen — es werden Tausende aufgetrieben — und von Hornvieh gemacht. Da sieht man österreichische, steirische, bairische und andere Viehhändler, welche um enorme Summen Einkäufe machen.

Dieses ein kleines Bild im engsten Rahmen vom „Wiesenmarkte", der sich zu einem Volksfeste qualificirt, an dem ein paar Tausend Menschen theilnehmen. Eine Detailschilderung aller Marktscenen müssen wir unterlassen, denn wo kämen wir hin und wo fänden wir Platz hiezu. Wir wollen lieber der Sitten und Gebräuche

noch Erwähnung thun, unter welchen die Bleiburger Messe vor sich geht.

Der Ursprung des Wiesenmarktes dürfte im Mittelalter zu suchen sein. Obgleich ich alles aufgeboten habe, um eine denselben betreffende Urkunde zu erforschen, war mein Suchen doch vergeblich.

Nach dem nachmittägigen Gottesdienste am Marktsonntage wird die Freiung vom Platze, wo dieselbe durch 14 Tage hübsch geziert gestanden, nach Erhalt der Erlaubniß, den Markt auf der Wiese abhalten zu dürfen, auf dieselbe übertragen. Diese Erlaubniß zur Abhaltung des Marktes auf der Wiese ertheilt als Eigenthümer derselben, Herr Graf Thurn, als Besitzer der Herrschaft Bleiburg, zu welchem sich Sonntag Vormittags eine Deputation, bestehend aus dem Bürgermeister und zwei Gemeinderäthen verfügt, und als Tribut und Zeichen der Anerkennung in einem ledernen Beutel zwei Loth Gewürznelken, zwei Loth Pigment, zwei Loth Muskatblüthe und drei Pfennige demselben überreicht, worauf der Graf die Abhaltung des Marktes zugesteht. Die Uebertragung der Freiung geschieht in feierlicher Weise. Der Gemeindediener trägt dieselbe unter Assistenz von vier Hellebardisten und unter Musikbegleitung und Glockengeläute auf die Wiese. Dort angelangt wird die Freiung aufgepflanzt, die Lanzen-

träger stellen sich um dieselbe auf und stecken in jede Ecke eine Lanze. Wer diesen Raum, wenn auch nur zufällig überschreitet, wird der Freiheit verlustig und muß sich, nach Belieben der Lanzknechte, gar oft mit hohem Zoll auskaufen. Mit dem Aufpflanzen der Freiung auf der Wiese beginnt der Markt, welcher, obgleich er 14 Tage dauern kann, nur Sonntag Nachmittag und Montag am bewegtesten ist.

Die Almfahrt.

Frisch aufe af die Olm,
Frisch eine in's G'wänd,
Aft'n, daß mi mei Diandle
Af'n Juchaz'n kennt!

In die Berg bin i gern
Und do freut si mei Gmüat,
Wo die Olmros'n woxt
Und der Enzian blüat.

Diese Vierzeiler singt der kärntnerische Bergerbua gern, wenn die Zeit zum Auftrieb auf die Alm herannaht. Indeß unten im Thale auf den Feldern ein wogender Kornsegen das Herz im Leibe des Landmanns hell auflachen läßt, grünt und blüht es in den Alpenregionen des kärntnerischen Hochlandes und es deckt sich die Tafel dort oben auf den Weideplätzen und Matten mit duftigen Kräutern für's bald anrückende Weidevieh in üppigster Weise. Geht es gegen den Veitstag (15. Juni) oder gegen

Sonnenwende (24. Juni), so läßt es dem „Halterbuabn“ schon keine Ruhe mehr, er packt seine sieben Sachen zusammen und geht einige Tage vor dem obbezeichneten Zeitpunkt in die Alm, um die Hütt'n in wohnbaren Stand zu setzen.

Die Hütte selbst, welche in Kärnten verschiedene Bezeichnungen führt, und im Lavantthale „Schwoag- oder Brentlhütte“, im oberen Drau- und Lesachthale „Kammer“, im Lieser- und Möllthale aber „Sendrhütte“ oder kurzweg „Hütt'n“ unter Anfügung des Namens des Besitzers, z. B. Kohlmayrhütte, Hanselbauerhütte 2c., genannt wird, ist ein höchst einfaches, meist ganz aus Holzblöcken zusammengestelltes Gebäude, welches mit Brettern oder Schindeln eingedeckt ist, auf welcher Bedachung meist große Steine lasten, um dieselbe vor der Wuth der Windsbraut, die auf der Alm ziemlich stark auftritt, zu schützen. Jede Almhütte besteht meist aus zwei Abtheilungen, von denen die erste die Küche, Wohn- und Schlafhütte der Sennin, die zweite den „Almer“, d. i. die Milchkammer bildet.

Die Sennhütten größerer Almbesitzer bestehen aus drei bis vier Räumlichkeiten. Nahe der Hütte steht der Ochsen- und Kuhstall, ob welchem sich unter dem Dache Heu und Fourage, nebstdem aber auch die Schlafstätte des Halters befindet.

Das Galtach* dann die „Frischen“ und „Midälen“** haben wieder ihre separaten Ställe. Hat der Halter nun alles in Ordnung befunden, so kehrt er wieder heim und meldet dem Bauer, daß in die Alm „g'fahr'n“ werden kann.

Nun geht es an die Vorbereitungen zur Almfahrt. Jedes Stück Vieh, was auf die Alpe getrieben wird, wird sauber abgewaschen und geputzt, die Menage für die ganze Almzeit nebst den Milchstotzen und Rainen wird auf einen Wagen gepackt und kommt der Veitstag, so werden die Rinder mit Blumen bekränzt und mit Glocken und Schellen behangen und rüsten sich zum Zuge in die Alm. Am Vorabend versammelt der Bauer sein Gesinde zu einem besseren Nachttische, das Vieh bekommt das beste Futter und am Veitstag Morgens in aller Frühe, meist um zwei oder drei Uhr bereitet sich alles zum Aufbruch, denn gienge man später, so würde das Vieh der großen Hitze wegen nicht zum weiterbringen sein. Der Bauer und die Bäuerin und das ganze Dienstvolk ist versammelt, oft mit Thränen in den Augen nimmt der Hausvater Abschied von seiner lieben „Krause“, „Mausche“ oder „Grudele“, wie die Kühe schon heißen, und gibt jedem Stück Vieh geweihtes Salz, Palmbusch'nkazl'n und Johanni-

---

* Junges Hornvieh.
** Alte und junge Schafe.

wein und besprengt die Weiterziehenden mit Stefani- oder Dreikönigswasser, damit ihnen in der Alpe kein Unheil widerfahre.

Den Reigen eröffnet die schönste Kuh, „Leitkuh“ genannt, unter dem Gebimmel ihrer ungeheuern Glocke; ihr folgen die andern Rinder und hinterher geht der Bauer mit dem Halter.

Nach dieser Gruppe kommt der Menagewagen und die Sennin mit den „gespönten Kalbnen“ und den Schweinen.

Hei, ist das ein Gebrülle und Gemuhe, ein Geblöcke und Gegrunze, wenn sich der Zug in Bewegung setzt und wenn's hinauf geht nach den fetten Triften der weideblumenreichen Alpe. In muthwilligen Sprüngen ergehen sich die Thiere, wenn sie die Düsterheit des Stalles mit der Freie der Natur vertauschen, kampflustig stoßen sich die Rinder gegenseitig mit den Hörnern und messen sich in der Stärke, indeß der Halter mit seiner „Goaßl“ zu „klecknan“ beginnt, das es eine Passion zuzuhören ist.

So geht's fort, bis man zum eigentlichen Alpenanstieg gelangt. Hier nimmt der Bauer Abschied von Halter und Vieh, gibt ersterem noch etliche Lehren und Ratschläge und macht sich auf den Rückweg nach seiner Behausung, den Weiterziehenden noch ein „Pfiat Gott“ und „Bleibt's G'sund“ nachrufend.

Während dem Bauer zu Hause die Leere der Stallungen entgegengähnt, wird nun, nachdem der Trieb auf der Alpe angekommen, dortselbst ein Leben rege, wie es in diesen Regionen wohl selten zu finden ist. Die Weidezeit auf der hohen Alm dauert 10—12 Wochen. Größtentheils wird um Bartlmä (24. August) oder zu Maria Geburt (8. September) wieder thalab gezogen. Das Vieh bleibt, wenn die Witterung günstig ist, auch über Nacht in der freien Weite, nur wenn die Alm allenfalls „g'farli", d. i. arg zerklüftet ist, und das Vieh leicht „abfall'n" könnte oder wenn ein böses Wetter zu kommen droht, wird es in die Ställ getrieben. Für diesen Fall muß am Heuboden der Ställe stets Futter vorhanden sein und daß es vorhanden ist, dafür hat der „Holtrbua und der Holtr" zu sorgen. Die Senndin oder Schwoagerin hat wieder mit dem Melken der Kühe, der Milchwirthschaft und der Butter- und Käseerzeugung alle Hände vollauf zu thun und befindet sich meistentheils recht seelenvergnügt in ihrer Einsamkeit, weiß sie ja doch, daß in jiader Samstagnacht der Bua zu ihr herauf „alpinen kimmt", wenn die Almerin noch Anspruch auf Jugend und Hübschheit machen kann.

Leider ist letzteres selten der Fall und zumeist ist gerade die Sennin durch ihre Erscheinung der störende Mißton in der reizenden Poesie dieses Gebirgslebens.

Einsam und doch voll Leben vergeht so Tag um Tag. Hie und da spricht ein botanisirender Kräuterfex oder einer, der „zwögn der schean Aussicht“ so hoch heraufsteigt, bei der Hütte zu und labt sich mit einer frischen Milch die matten Glieder, oder stärkt, wenn die Senndin „guat aufg'legt is“ und ihm einen Rahmmuß kocht, durch ein solches seinen herabgerackerten Leichnam. Stereotype Figuren, die in der Hütte während der „Alm-Woadzeit“ Einkehr halten, sind höchstens „Jag'r und Wildschütz'n“ „Wurzelgräber“ und Holzknechte, und die erzählen der Senndin, wie es unten im Thale und im Dorfe zugeht und was es dort wohl alles Neues gibt. Namentlich in Wettertagen sind solche Besuche nichts Seltenes.

Ist ein Wetter im Anzuge, so sind den Sennleuten die Ziegen die besten Wetterpropheten. Versammeln sich dieselben um die Stallung oder Hütte, so kann mit Sicherheit auf ein schlechtes Wetter gerechnet werden.

So sehr sich Jung und Alt auf's Almfahren freut, so sehr sieht man wieder mit Sehnsucht dem Tage der Heimkehr von der Alm entgegen.

Der Abtrieb von der Alm.

Geht es gegen „Bartlmä" oder „Maria Geburt", so rüsten sich die Almleut für das „abfödln", das ist der Rückzug von der „haßn" auf die „niedere Olm", und zu Michaeli wird in der Regel hier zu Lande das Vieh von der Alpe heimgetrieben.

Wie schon erwähnt, ist der Abtrieb für das Volk der Sennen eben so sehr ein Tag der Freude, wie jener des Auftriebes. Die lange, lange Zeit der Einsamkeit erreicht ihr Ende und die Halter und Sennerinnen freuen sich wieder einmal, unter die Leute zu kommen um sich ausplauschen zu können, was sich in der gegenwärtigen „Viechgsöllschaft" nicht bewerkstelligen ließ. Es ist aber auch kein Sein mehr auf der Alpe. Die Triften, die früher saftig und grün einem entgegenlachten, sind wettergebräunt und vom Reif versengt, die Luft ist frostig und kalte Winde streichen mit markdurchschüttern-

der Gleichheit über die Almen. Es ist kein Bleib'n auf der Alm mehr. Einige Tage vor dem Abtrieb wird in der Hütten geputzt und gefegt; die Milchstoznen, der Sudkessel, die Butterkübel, der „Kaskaschger"* ꝛc., alles wird blank gemacht, damit es ganz rein nach Hause gebracht wird. Die Senndin kocht am Tage vor der Abfahrt „feindla fein auf". „Almraunkn", toll in Butter gebacken, Rahmmuß, daß das Fett übersteht, wird da dem Halter und Halterbuam vorgestellt, an welchem „geilen Essen" sich die mit gesegnetem Appetit versehenen Naturkinder gar weidlich zu Gute thun. Dem Almvieh wird ein besseres Futter gereicht, das „Almwagale" wird aufgepackt und Butter und Käse, letzterer gewöhnlich in Kugeln oder Laiben, zur Heimlieferung hergerichtet. In der Regel „samt"** man die Erzeugnisse von der Alpe, d. i. Butter und Käse, mit dem „Almgratlan"*** zu Jacobi und Bartlmä nach Hause. Der Halter packt auch seine Kraxen, der Halterbua sucht seine Goaßl auf, und die Senndin† gibt sich noch eigens etwas am Herde zu schaffen. Sie backt ein eigenthümliches Gebäck aus Weizenmehl, das allerlei kleine Figuren darstellt und das im Lieser- und Maltathale „Schottschimpfl", im Katschthale „Schnurach oder Schnuraus" und

* Käsezuber.
** Von säumen, (Saumweg).
*** Identisch mit Almwagale.
† Im Lieser-, Katsch- und Glanthal.

im Glanthale aber „Roflnudl" genannt wird, welches an die dem Zuge Begegnenden vertheilt wird.

Sind alle die Anorduungen getroffen, so wird am kommenden Morgen die Heimfahrt von der Alm angetreten. Die Hüte der Leute sind mit Almblumen bekränzt, das Vieh sauber geputzt, die Senndin spricht einen Haussegen über die Almhüte, der Halterbua schwingt die Goaßl, daß es in den Bergen wie ein Kleingewehrfeuer knallt und knattert und das Almgratle wird hervorgezogen, vollgepackt, und so gehts nun unter Klingen und Knallen, Jauchzen und Singen thalabwärts. Am Fuß der Alpe, in einer Thalbuchtung erwarten den Zug einige Knechte des Hausherrn mit großen Glocken an breiten Riemen, mit Flitter und Kränzen. Hier angekommen werden nun die schönsten Kühe bekränzt, mit Rauschgold aufgeputzt und mit den Glocken behangen. Der Jodl oder Almstier muß gewöhnlich die Anhängketten heimschleppen. Im Dorfe freut sich schon der Bauer und das Gesinde auf die Ankunft der Almleut und des Almviehes, welches mittlerweile, wie beschrieben geziert, dem Dorfe der Heimat näher und näher rückt. Der Halter mit der Kraxn am Rücken eröffnet den Zug, ihm nach folgt die schönste Kuh (Leitkuh) und hinter derselben alle die andern Kühe, bunt wie ein Farbentrühel, die

rikaten, zikataten, falchaten und semlaten* und zum Schluß der ersten Abtheilung der grantige Jodl.

Als zweite Abtheilung folgt der Halterbua mit dem Galtvieh, der Ochsner mit seiner Schaar, dann der Schaf- und Ziegenhirt mit den Gaisen und Lämmern, schließlich die Senndin mit den Schweinen und zuletzt das „Almgratle".

Bei solcher Anordnung gelangt nun der Zug der Almer ins Dorf. Durch das ferne Glockengeklingel und Peitschengeknalle aufmerksam gemacht, erwarten die Dörfler schon mit Begierde das Einrücken desselben. Würdevoll schreitet der Halter und die Leitkuh daher. Ist's fast, als ob sie wüßte, daß aller Augen nur auf sie gerichtet sind. Groß und Klein steht vor den Hausthüren, die Senndin, vertheilt ihr „Almgebach" unter die Anwesenden, der Bauer mustert die Schaar seiner Rinder und sagt zu seinem Sohn: „Schau, schau, Sepp, die Kranzale ist wolltan toll wurn!" Indeß der Sohn erwiedert: „Scheaner is aber dena die Semla, schaugt's nar amol die doig'n Hoarn an, ane sechtenan seacht's nicht leichtla!"** Und so geht's fort, jedes Stück wird haarscharf gemustert und endlich in die heimischen Ställe eingestellt.

* Rikat = gestreift, zikat = gefleckt, falchet = falkenartig, semlat = weiß.

** Schau, schau, Sepp, die Kranzale (Kuhname) ist besonders hübsch geworden!" „Schöner ist doch die Semla (Kuhname), schaut nur der ihre Hörner an, solche seht ihr nicht leicht wieder."

Den Halter oder Halterbuam wird Most, Wein oder Schnaps dargereicht, als „Kleckner-lohn". Die Senndin aber summt in sich das Liedchen hinein:

„Da Suma geht uma
Und 's Lab follt vom Bam,
Und hiaz kuman die lustigen
Senderleut ham!"

Am Abend vereint die Hausleut und Almleut ein gemeinsamer Imbiß besserer Gattung am eichenen Tische in der Moarstube, hier wird eines Langen und Breiten das Almleben besprochen, und ist das Mahl zu Ende, so sitzt der Halter oder die Senndin (im Lieserthale herrscht nämlich der Volksglaube, daß eine Weibsperson, die über drei Jahre Senndin ist, eine Hexe sein müsse, oder zu einer solchen wird), „wenn's a mehr altes Leutl" sind, noch gerne im Kreise der Jugend, und erzählt derselben von dem „beas'n Wetter" in der Alm oder die G'schicht vom wild'n Ochsner oder von den Wintersenndinnen, die die neugierigen Leute in Ochsen und Stiere verwünschen und auf der Alm während des Winters die Milchwirtschaft betreiben, wie Unsereins zu Sommerszeiten.

Auf der Lanischalpe im Katschthale, wenn die Sennderleut mit dem Vieh von der Alm „abgfohrn" sind, erscheint das „Kasermandl" und bezieht gleich den Wintersenndinnen im

Malta- und Lieserthale die verlassenen Sennhütten. Das Kasermandl wirthschaftet in Familie und nährt sich von den Nahrungsüberresten, die die Sennleut in der Hütt'n rückgelassen haben.

Die Kasermandln sind kleine, eisgraue Mandln, welche über Sommer in Felshöhlen oder dichten Wäldern wohnen und nur zur Winterszeit diese Schlupfwinkel verlassen. Aeltere Sennerleut lassen vor der Almabfahrt gewöhnlich ein Stözle Milch fürs Kasermandl in der Hütte zurück, welchen Act der Gutherzigkeit ihnen die Kasermandl reichlich lohnen.

Das sind die poetischen Gespenster- und Sagengestalten der Alpenwelt, die noch im Volksmunde fortleben und fortleben werden, solange der Viehauftrieb auf die Alpe stattfindet.

Das Fest der Todten im Dorfe.

Bedeutend kommt beim katholischen kärntnerischen Landvolke der Todtencultus zur Geltung. Da ist namentlich Allerheiligen (1. November) der Tag, wo man allseits der lieben Hingeschiedenen in aller Pietät gedenkt und hinausgeht in den „Rosengarten", dem Freithof, um die Gräber seiner Lieben mit den letzten Kindern Floras zu zieren. Am Lande, im Dörfchen draußen wird die Feier des Allerheiligentages freilich nicht so großartig wie in der Stadt drinnen begangen, trotzdem aber fehlt ihr nicht das Erhebende und Ernststimmende, was im Stadtfriedhofe unter der Masse geputzter Menschen und geputzter Gräber fast vermißt werden muß.

Im Einklang mit der Stimmung des Festtages scheint die Natur zu sein. Nebel durchziehen die frostige Landschaft, die Bäume spenden der Erde den letzten Zoll, den sie ihr noch

zu geben im Stande sind und werfen ihr ihre vergilbten Blätter in den Schooß, die muntere Schaar der lustigen Sänger, die Schwalben, sind längst weiter gezogen gegen Süden, denn:

„Zu Maria Geburt
Ziagn die Schwalbn furt!“

und von den Zinken und Schroffen der Berge guckt der kalte weiße Schnee in's Thal herein und sendet seinen Herold, den Sturmwind, in's Dörfchen und in die Stadt, der uns belehrt, zu buhlen um die Gunst des Ofens, in dessen anheimelnd warmem Dunstkreis, wir uns fernerhin nun wohl befinden sollen.

Während so die Natur ein trübes Gesicht schneidet und die Mutter Sonne wie verschleiert durchs graue Nebelmeer guckt, bimmelt es von Thürmlein der Dorfkirche und ladet die Gläubigen zur Feier des Allerheiligenfestes. In blaugedruckten kattunenen Kitteln, schwarzen Kopftüchern, dunklen Schürzen und den Rosenkranz in der Hand, gehen da die Bäuerinnen und Dirnen nach dem Garten, „wo die Saat für das Jenseits gesäet ist, um zu reifen am Tage der Garben!“ Schon am Tage vorher, hat man eine gewisse Sorgfalt und Reinigung im Friedhofe entwickelt. Alles Unkraut hat man von den Gräbern entfernt, die schlichten blauen und schwarzen* Kreuzlein hat man mit

* Kindergräber kennzeichnen blaue, Gräber der Erwachsenen und Verehlichten schwarze, und Gräber von Selbstmördern unbemalte Kreuze.

Blumenguirlanden und Kränzen aus Buchsbaum, Georginen, Strohröseln und Astern geziert. Die Grabränder hat man mit Blumen gekennzeichnet, mit einem Worte, man hat den Garten der Ruhe auf den Glanz hergestellt.

Nach kirchlichem Brauche ist Vormittags großes Hochamt, da wohnen alle Dorfbewohner selbem bei und brennen in der Kirche blaue und rothe Wachskerzen zu „Trost und Heil“ der Armenseelen im Fegefeuer.

Am Nachmittage nach dem „Schiedungläuten“ beginnt ein feierlicher Umzug unter Vortritt des Pfarrers mit dem Spengwedel in der Hand am Freithof, dem Jung und Alt anwohnt und der sich, Vaterunser betend, weiter bewegt.

Während dieses Umzugs prangen die Gräber in ihrem vollsten einfachen Schmucke. Je nach dem Wohlstand der Hinterbliebenen ist die Zier derselben. Einfache Buchsbaumgewinde und wieder reiche Astern- und Imortellenkränze mit Flittergold bestreut, und mit blauen und Goldpapiermaschen durchwoben, schaut da das Auge, schwere Wachskerzen und schlichte Oellämpchens, oft nur ausgehöhlte mit Unschlitt angefüllte Rüben, in denen ein Flämmchen flimmert, brennen da an den Gräbern und so macht sich selbst am Dorffriedhof die Eitelkeit breit, mit der der Reiche stets gegen den Armen concurriren will.

Der Umzug ist nun beim „Karner", dem Beinhause angelangt, dort ist ein Katafalk, auf dem ein Todtenschädel liegt, errichtet, und der Pfarrer singt sein de profundis, spricht seine lateinischen Gebete und schließt die Ceremonie mit der Abbetung von fünf Vaterunsern für die Armenseelen im Fegefeuer. Der gleiche Umzug findet am Allerseelentage (2. November) statt, der im bäuerlichen Volke eigentlich von weit größerer Bedeutung ist als der von Allerheiligen, da man sich zur Linderung der Qualen der „armen Seelen" gewissermassen berufen glaubt und alles Mögliche veranlaßt, um ihnen den Schmerz des fegfeuerlichen Leidens möglichst erträglich zu machen. So stellt man in der Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen in jeden Hause am Lande, als „Armenseelenlichtl" ein mit Schmalz gefülltes Lämpchen und den Weihbrunnkessel auf den Tisch, weil in der Geisterstunde die armen Seelen auf die Welt und in die Stube kommen und sich da ihre Brandwunden zur Linderung mit diesem Fettstoffe und Weihwasser bestreichen, sowie mit den Nachtlichtlein sich die erloschenen Augen, vom Liegen im Dunkel des Grabes, erhellen. Die während einer Woche in der Tischlade gesammelten Brotsamen wirft man Samstags in's Feuer des Herdes für die armen Seelen zur Absättigung. Sobald die Bäuerin ihr Hausbrod bäckt, wirft sie

ein Stück Teig in den Ofen, für die armen Seelen. Die Teigreste im Backtrog werden zusammengekratzt und daraus Brode für vorbeiziehende Arme gebacken, wofür dieselben für das Heil der armen Seelen beten müssen.

Am Allerseelentage selbst durchziehen namentlich in Oberkärnten ganze Schaaren von Bettlern die Dörfer und heimsen die Armen-Seelen-Strützeln, ein Gebäck aus Weizenmehl, ein. Von Allerheiligen bis heiligen Dreikönig müssen die Leute in jedem Bauernhause behufs Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer täglich fünf Vaterunser beten.

Geht man aus der Stube, so darf man die Thüre nicht zu heftig zuschlagen, denn die armen Seelen stehen inzwischen, meint das Landvolk, und leiden hiedurch eine große Pein. Darum bleibt in der Allerseelennacht die Stubenthür sogar ganz offen, man läßt den Nachttisch unverletzt und unabgetragen, weil da die armen Seelen herbeikommen, die Reste des Mahles aufzehren und ihre Einkehr im Hause glück- und segenspendend ist.

Gewöhnlich wird auch am Vorabend die Stube ausgekehrt und mit „Kranabetstauden eingeraucht“, weil dieser Rauch gut sein soll für die wehen Augen der armen Seelen. Interessant für die Kulturhistoriker ist es, daß unsere Altvordern das Erinnerungsfest an die Ver-

storbenen gleichsam am Neujahrstage gefeiert haben. Die Erntefeste der Altdeutschen wurden größtentheils um Michaeli (29. September) abgehalten und durch Feste gefeiert, in denen sich, wie Rochholz trefflich bemerkt, der Wettkampf des Sommers mit dem Winter scenisch ausdrückt. Mit der Bergung des Pfluges begann der altdeutsche Winters- und Neujahrsanfang. Seit nun nach Julianischem Kalender der Winterbeginn auf Martini (11. November) gerückt wurde, sind auf diesen Termin unsere Schnitterschmäuse, Herbstgerichte und Zinstage mit herangerückt und Martini schließt nun das Pacht- und Ackerjahr ab. Eben deßhalb wiederholt jetzt dieser neuere Wintertermin das in dem früheren bereits vorhanden gewesene Erinnerungsfest für die im Laufe des landwirthschaftlichen Jahres Verstorbenen, nämlich das Opfer der Allerseelenfeste, welches am 2. November kirchlich begangen wird.

Lebensbilder aus Kärnten.

Im Dorfswirthshause.

Einer stillen Idylle gleich, liegt das Alpendörfchen, an dessen Namen dem Leser wenig gelegen sein mag, am Haag der triftenreichen Alpe. Ein paar Bauerngehöfte und etliche Keuschen bilden dasselbe und mitten unter denselben steht wie eine Mutter unter den Kindern die alte graue Kirche mit dem spitzigen Thurme, der dem Wanderer schon von weiter Ferne seinen Willkommsgruß entgegen winkt.

Nächst der Kirche ist an Sonntagen das Wirthshaus (das einzige nächst dem Pfarrhofe gemauerte Haus im Dorfe) das besuchteste Locale, und findet das durstige und lustige Volk in den Räumen desselben, „beim Neuwirth", seinen vollkommenen Erdenhimmel.

Ein Tannensträußchen mit einem „Busch'n Hobelschatt'n" ob der Hausthüre kennzeichnet dasselbe, und ladet das weitgeöffnete Thor zur Einkehr ein.

Die Wirthsstube ist ein geräumiges Locale, welches mit Tischen, Bänken und Stühlen gerade nicht übermäßig angefüllt ist, aber immerhin wenig freien Raum für eine etwaige Bewegung bietet. Ob der Zimmerthüre prunkt ein Hirsch-Geweih, einfache Bilder, Jagdbegebenheiten darstellend, schmücken in schwarzen Rahmen die weißgetünchten Wände, und von der Zimmerdecke blickt ein großmächtiges Auge Gottes nieder, nebst welchem auch der Name Jesus und Maria, von der Hand eines ländlichen Zierrathen-Raphaels hingeklext, zu schauen ist.

In der hintern Zimmerecke steht wie ein grammumdüsterter Alter, in sich selbst versunken, der grüne Kachelofen, mit einem Holzgeländer umgeben und von einer Ofenbank umzogen, einsam da und denkt mit stiller Entsagung des Volkes, welches undankbar, in der jetzigen Jahreszeit denselben unbeachtet läßt, während es, wenn Schnee auf Berg und Thal gebreitet liegt, sich vergnüglich um dessen warme Freundschaft bestrebt.

Von der Zimmerdecke nieder hängt eine Petroleumlampe:

„Denn die Cultur, die alle Welt bedeckt,
Hat sich auch in's Gebirg erstreckt!"

welche nächtiger Weile mit hellem Schein den Raum beleuchtet. Dies die Schankstube!

Außer der Wirthsstube befindet sich im Hause noch eine Wohnstube für die Wirthsleute, eine Küche mit Speisgewölb und im oberen Stocke ein Tanzboden, dessen Dielen so schwarz sind, daß sie mit der Schwärze des Teufels wetteifern könnten. Zur Kirchtagszeit wird derselbe stark besucht von der tanzlustigen Gebirgsjugend; der Schulmeister und der Schustersepp von der Peinten fiedeln und clarinetten allda, daß die Mäuse aus der Nachbarschaft auswandern müssen und Bursche und Dirnen hüpfen nach dem Takte der Spielenden, daß ihnen der Schweiß von der Stirne niederrieselt.

Wenn die vormittägige Verrichtung an Sonn- und Feiertagen fertig ist, füllt sich die Schankstube, und ebenso nach dem nachmittägigen Segen.

Die Honoratioren des Dorfes, d. h. der Pfarrer und der Schullehrer, dann ein paar „feste Bauern" die meist Kirchenkämmerer oder Gemeinderäthe sind, nehmen beim Tische in der vorderen Zimmerecke Platz, während sich an den andern das junge und alte sonstige Volk breit macht und einen geschwefelten Darmreißer, vulgo Steirerwein, oder ein Glingerle Schnaps beibiegt.

Nachdem die Dorfhonoratioren genug Politik getrieben, sich über ökonomische oder gemeindeämtliche Sachen ausgequetscht und allenfalls

einen kleinen Dorfklatsch abgewickelt haben, geht man zu den Karten über, um Frau Fortuna bei einem Tapper oder einer Kreuzmariage zu versuchen.

Dort am Tische beim Ofen hat sich auch eine Spielpartie zusammengefunden, die das edle Färbel cultivirt und der Leidenschaft des Spieles, mit grinsendem Blicke dem Gewinner Geld zollend, obliegt.

An einem andern Tische sieht man kunterbunt Dorfbewohner beisammen sitzen. Vertraute Liebespärchen in traulichem Gespräch versunken, lustige Bursche, fidele Vierzeiler oder „Schnaß'n-liadlan" singend, gemüthliche Alte, sich der vergangenen Zeiten erinnernd, schaut man und freut sich mit an dem regen Leben und lustigen Treiben der schlichten „Bergler".

Freilich wird der Ort der Gemüthlichkeit und des anheimelnden Zusammenseins auch gar oft der Schauplatz wilder Kämpfe und Raufereien, deren Ursachen in Spielverlusten, Eifersüchteleien, Ehrenbeleidigungen 2c. zu suchen sind, welche dann zuweilen gar oft bei blutigen Schädeln ihre Austragung finden.

Doch sehen wir uns auch die Bewohner des Hauses näher an.

Der Wirth ist eine stramme, kernige Gestalt von starkknochigem Körperbau. Die klugen Aeuglein blitzen unter den buschigen, gebleichten

Brauen hervor und überschauen im Nu das ganze Gebahren, das Schädelhaar ist grau und gibt Zeugniß, daß mehr trübe als heitere Tage über diesem Haupte hingezogen sind; im Ganzen spricht aus dem Antlitz Kälte und Verschlossenheit. Der Wirth redet wenig oder gar nichts; nur zuweilen, wenn von dem Kriege von anno Neun und Fünfzig die Rede ist, da flammt sein Auge auf und er erzählt mit Begeisterung von den Thaten unseres Regiments im italienischen Feldzuge, den er selber mitgefochten hat.

Im Busen birgt er ein hartes Herz, so hart wie seine im Kasten liegenden Thaler, die auch sein Abgott sind, und die er sich, wie er oft sagt, im Schweiße des Angesichtes selbst verdienen mußte.

Trotz der Härte und Verschlossenheit ist er doch von allen Dörflern und Berglern geachtet und geschätzt, denn er ist ein Oeconom wie kein Zweiter und gar manchen goldenen Rath hat er schon Andern ertheilt, der kräftige Hilfe gebraucht. Aber seine Wirthschaft ist auch eine Musterwirthschaft, auf welche er mit Recht stolz sein kann.

Die Wirthin ist schon im Friedhof draußen, sie war eine gute Seele, erzählte man mir, und lebt noch immer fort im Andenken derer, die sie kannten und liebten.

Statt ihr führt die Tochter Frondl die Wirthschaft im Hause.

Sie ist ein hübsches Kind von neunzehn Jahren, blauäugig, blondhaarig und frisch wie eine just erblühte Alpenrose. Sie führt mit einer Umsicht und Gewandtheit die Wirthschaft, daß es eine wahre Freude ist, ihr zuzusehen, dabei ist sie gemüthlich und leutselig, heiter und lustig, daher auch der Stolz des Hauses.

Ob ihr noch nichts im Herzen sitzt? — — Es ist ein Geheimniß! Zuweilen versenkt sie sich wohl in tiefes Sinnen und zuweilen sieht man sie auch ein Maßliebchen zupfen: er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht — und zuweilen singt sie auch den Vierzeiler:

„Büable dei trutzigs Than,
Wird dar vargehn,
Wenn du bei mein Grablan,
Beim Kreuzlan werst steh'n!"

Doch dieß Alles sind nur Bemerkungen ohne Begründung; wie es thatsächlich in ihrem Herzen aussieht, wird wohl nur sie allein am Besten wissen. — —

So, nun habe ich dem Leser Wirth und Gäste vorgeführt, habe ihm die Stube des Gebirgswirthshauses und das Leben in derselben gezeigt, und hoffe, daß derselbe die Wahrheit meiner Schilderung selbst erfahren wird, wenn

er den Schauplatz unseres Volkslebens einmal bei einer allfälligen Gebirgspartie in eigener Person betreten wird.

Als ich das Bergwirthshaus des Dörfchens verließ, hatten sich gerade mehrere Bursche zusammengethan, um im Vereine zu jodeln und zu singen nach Herzenslust.

Frondl stand just in der Thüre und überschaute die in Abendsonnengold daliegende Landschaft, ich winkte ihr einen Gruß zu, sie rief mir ein echt kärntnerisches „Pfiat Gott“ nach und aus der Stube erklang das Plepprliadl:

„Der Voter hots g'sagt
Und die Muatar sogts a,
Wonn du's Diandle willst liab'n,
Muaßt's heirath'n a!“

welche Melodie mir noch lange nachtönte. —

In der Spinnstube.

Zuverlässig möchte ich sagen, bewahrheitet sich alljährlich in unseren Bergen eine alte Bauernregel, welche lautet:

„St. Ursula rast Ruab'n aus
Und St. Lucas tragt's Holz zan Haus!"

Gegen Allerheiligen (1. November) liegt im kärntnerischen Hochlande zumeist schon die ganze Natur in's schneeige Leichentuch gehüllt, auf den kleinen Fenstern der Bauerngehöfte schaut das Auge statt tiefrother Rosen höchstens lilafarbene duftlose Astern oder weiße und gelbe Strohröseln, auf den beschneiten kahlen Aesten der Bäume macht sich der Rabe breit, oder es krächzt die Krähe am weißen Plan ihr einförmiges Lied, wenn man es so nennen darf, sonst herrscht allüberall ein düsterer Ernst, ein tieftrübes Schweigen, das hie und da höchstens vom lieblichen Geklingel eines vorbeisausenden Schellkranzes unterbrochen wird.

Fast wie ausgestorben dünken um diese Jahreszeit jedem Wanderer unsere Bergdörfer, deren Häuser oft stundenweit von einander entfernt liegen.

Wo die Gehöfte mehr beisammen sind, da herrscht zwischen deren Bewohnern auch ein inniger Verkehr untereinander, ich möchte sagen ein patriarchlisches Zusammenleben und Wirken gibt sich kund, welches sich sonderlich Abends, wenn die Vesperglocke ausgeklungen, kennzeichnet.

Da kommen oft alle Dirnen und Knechte, Jung und Alt in einem schon früher bestimmten Bauernhause zusammen und halten zusammen zumeist Samstags so vereinigt ihren Abendplausch. Die Samstagnacht hat überhaupt ihren eigenen Reiz, den schon der Vierzeiler:

„Heut ist di Samstignacht,
Wo mir mei Herzl lacht,
Heut geht's noch lustig zua,
Heut kimmt mei Bua!

genügenden Ausdruck verleiht.

In der großen Rauchstube, am weiß gescheuerten Lindentische, oder um den Herd herum, auf dem eine lustige Flamme erwärmend auflodert, schaaren sich die Gekommenen, und die Altdirn, auch Großdirn genannt, oder der Mar (Maier) führt da das große Wort über Wirthschaftsverhältnisse, über Heilmethoden, die beim kranken Vieh anzuwenden sind ꝛc. und erzählt,

wenn es recht lustig sein soll, eine grausliche Geisterg'schicht, daß den hier Versammelten schier vor Angst und Entsetzen die Haare zu Berge steigen.

Geht's einmal gegen neun Uhr, so löst sich die Gesellschaft auf, und jedes der Anwesenden sucht, falls es weiter vom Orte der Zusammenkunft entfernt ist, beim mystischen Scheine der Kienfuchtel seinen heimischen Herd, oder besser gesagt, seinen Schutz und Schirm im Schlafgemach auf.

Wo die Häuser zu weit entfernt von einander liegen, da sammeln sich Abends auch die Bewohner des Hauses in der Rauchstube, und die Mägde lauschen beim schnurrenden Spinnrad, oder die Knechte während des Spannkliebens gar aufmerksam dem alten Hias, der ihnen seine Soldateng'schichten erzählt, oder der Großdirn Mirl zu, die ihnen von ihren Liebschaften vorplaudert, oder aber eine G'schicht vom „Klapperhanns", von der „Habergas" zum Besten gibt, daß der ganzen Zuhörerschaft die Haut schaudert.

Am Faschingdienstag, da beeilen sich die Spinnerinen mit ihrer Arbeit, denn wenn sie da ihre Rocken nicht abspinnen, so bleiben sie in diesem Jahre sitzen, und es bekommen auch die Hexen mehr Gewalt über Leute und Vieh, wenn sie das Gespunst nicht beenden.

Ich führe den Leser in eine solche Spinnstube, wie ich sie vorstehend beschrieben, und wie dergleichen gar häufig in den kärntnerischen Bergen zu finden sind.

In nicht uninteressanter Gruppierung finden wir Knechte und Dirnen versammelt, ein Spannlicht beleuchtet dieses Bild, das in seinem Einklang ein Prachtgemälde für den Pinsel eines Rembrandt liefern würde.

Emsig kreisen die Räder, fleißig dreht und dehnt sich der Faden unter der Hand der Spinnenden, die Knechte machen Holzschnitzereien oder sonst etwas und die alte Sandl, eine hochbejahrte Magd, die bei der Hube im Auszuge lebt, erzählt eine alte Sage, die wir unserem Leserkreise mittheilen wollen. Es ist dieses die Sage vom „Schönofen“,* und lautet:

Ein armes Bauernweib, das durch den übergroßen Druck unglückseliger Verhältnisse beinahe genöthigt war, ihre kleine Behausung zu veräußern, kommt voll Kummer und Schmerz in die Gegend vom „Schönofen.“

Trüben Gedankens, nicht wissend, was sie in ihrer Noth thun soll, ließ sie sich auf einem Felsblock nieder, ihr thränenvoller Blick schweifte in die Ferne und suchte gleichsam ein Wesen, das ihr als getreuer Engel in der Noth erscheine.

---

* Hoch auf der Strasserhalt in der Gemeinde Gößl, einige Stunden von Wolfsberg entfernt, steht ein schöner mächtiger Felskoloß, einzeln in die Lüfte ragend, den der Volksmund den „Schönofen“ genannt hat.

In dumpfes Dahinbrüten versunken, nahte sich ihr der Bruder des Todes, der Schlaf, und wiegte sie in süße Träume ein.

Indeß das kummervolle Weib schlief, trat aus einer früher unsichtbaren Felsenthüre des „Schönofens“ ein alter ehrwürdiger Mann mit silberweißem Haare hervor.

Seine Kleidung war altmodisch und bestand aus einem Federbaret, einem schwarzsammtenen Wamms, schwarzen Buffhosen, Atlasstrümpfen und funkelnden Schnallenschuhen.

In der Hand trug er ein kleines Körbchen. Langsam und bedächtig nahte er sich der Schläferin, sah sie mitleidsvoll an, leerte den Inhalt des Körbchens in ihre Schürze und verließ die Schlafende so lautlos wie er kam.

Die Felsenthüre schloß sich wieder, die Sonne lachte wie früher vom blauen Himmelsbogen, und die Vöglein sangen wie ehedem so munter ihre herrlichen Lieder. Da erwachte auch das Bauernweib, doch o Schreck, auf ihrem Vortuch lebte alles, eine Unzahl von „Schwabenkäfern“ treibt da ihr Unwesen.

Mit Haß und Abscheu schüttelte sie solche aus dem Vortuch und konnte sich nicht das Herkommen dieser Thierchen erklären. Nachdem sie sich von diesem Ungeziefer gereinigt, trat sie traurig wie sie kam, den Heimweg an.

Doch wie erstaunte sie, als sie zu Hause angekommen in den Sack des Vortuches griff und in selbem sich Geldstücke aus eitel Gold befanden.

Da fiel es ihr freilich ein, daß ihr das Bergmandl vom „Schönofen" geholfen, sie durchsuchte alle Säcke, rannte zum „Schönofen" hin und wollte die verwandelten „Schwabenkäfer" aufsuchen, doch umsonst — Alles wie verschwunden.

Die Goldstücke reichten hin, um die Schulden zu decken und ihr fernerhin ein sorgenfreies Leben zu schaffen.

Hiemit endete „Sandl" ihre G'schicht, ich aber hoffe, daß Leser und Leserin mit Geduld auch dem Märlein gelauscht haben werden.

In der Sennhütte.

„Af der Alm is ka bleib'n,
Thuat bold regnan, bold schneib'n,
In der Hütt'n is ka Sein,
Ziagt der Wind aus und ein!"

Dieser kärntnerische Vierzeiler drang an mein Ohr, als ich mit meinem Freunde vor einigen Jahren von Elfenbrunn aus, dem sicheren Heim der „Hipflhütte" auf der Choralpe zusteuerte.

Als wir der Schwaighütte näher kamen, fanden wir auch alsbald den Sänger dieses Liedchens, es war der Halterbua, ein blondgekrauster, blauäugiger, bausbackiger Junge, der etwa sechzehn Jahre alt sein mochte, und auf einer vorragenden Felsplatte nächst der Hütte saß und uns, als er unser ansichtig wurde, mit einem gellen Juchazar begrüßte.

Wir boten ihm einen freundlichen Willkommensgruß und traten durch die niedere Thüre in das Innere der hölzernen Sennhütte.

Nandl, die Senndin, war, als wir eintraten, gerade am rußigen Herde beschäftigt und bemerkte uns erst, als wir ihr ein „Grüaß Gott“ zuriefen. Als sie unsere Frage, ob wir hier übernachten können, bejahte, legten wir Plaid, Bergstock und Rucksack bei Seite, und ließen uns nächst dem Herde, der Penaten dieses traulichen kleinen Heims, in dessen Feuergrube glühende Kohlen im röthlichen Scheine funkelten und eine anheimelnde Wärme verbreiteten, die ein wohlthuendes Gefühl in unsere, vom Alpenwind durchfröstelten Glieder goß, nieder.

Ob der Feuergrube hing der kolossale kupferne Futterkessel, ein paar Hafen nebst einer Mußpfanne standen am Herde, ein blankgescheuerter Tisch aus Eichenholz stand in der Stubenecke, längs den Wänden der Stube zog sich eine Bank herum, und ober dem Tisch hing ein grell gemaltes Bild auf Glas gezeichnet, dessen frazenhafte Gestalten die heilige Dreifaltigkeit darstellen sollten.

Von dieser Stube hinein führte eine Thüre in die Kammer der Senndin, in der außer dem Bette und einer Truhe, eine Reihe von übereinandergestellten „Milchstotzen“ in reicher Anzahl sich dem Blicke des Beobachters zeigen.

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne stahlen sich keck durch die kleinen, mit Kreuzgitter versehenen Fensterchen der Stube und

winkten gleichsam das Lebewohl des scheidenden Tages. Vor einem der Fenster stand in einem irdenen Topfe ein dunkelgrüner Rosmarin, während in einem andern ein eingefrischter Strauß von Alpenrosen, Federnelken und blauen Gentianen demselbem eine nette Zierde verlieh.

Nachdem wir uns in den engen Räumen gar bald heimisch fühlten, begann, nach langem Hin- und Herreden zwischen mir und meinem Freunde, auch Nandl das Schweigen zu brechen, das sie bisher gleichmäßig eingehalten, indem sie meinte: „No dös werd's wohl hungrig sein, soll i enk a Milich siad'n und an Sterz koch'n, enkern Kaß und das Fleisch, wos dös bei enk hobt's, werd's wohl Murgn brauchn, af'n Speikkogl obn!“ Als wir den Antrag mit Freude annahmen, war Nandl bald geschäftig am Herde, das Holz prasselte alsbald in der Feuergrube und schlug an die Wandungen der Milch- und Sterzpfanne und nach Verlauf einer kleinen halben Stunde stand ein frugales, prächtiges Nachtmahl am weißblanken Eichentisch, welches wir uns auch weidlich schmecken ließen.

Während des Essens hatten wir volle Muße, die Senndin Nandl, unsere Nährmutter auf der Alpe, vollkommen zu beobachten, welche am Herdrande den Kopf in die Hand gestützt, in Gedanken versunken dasaß, und in das Geflacker der Herdflammen hineinblickte.

Sie zeigte sich nun als ein echtes Kind der Berge, war von mittlerer Größe, hatte einen schlanken Wuchs und dunkle Augen. Ihre bleichen Züge umrahmten wie ein Kranz von Ebenholz die pechschwarzen Flechten der Haare. Um den kleinen Mund jedoch spielte ein Zug wie Wehmuthschmerz und wenn man ihr zu tief in's Auge sah, zuckte wie ein Wetterleuchten eine fliegende Röthe über das Antlitz, welches seinerzeit sogar den Anspruch auf Schönheit gemacht haben konnte. Sie sah der Lenze vierundzwanzig an sich vorüberziehen, hatte eine in sich gekehrte Haltung und einen mehr ernsten, aber immerhin gutherzigen Charakter.

Wir hatten just abgespeist, als auch der Halterbua in die Stube trat, der Senndin meldete, daß er daß Vieh unter Dach gebracht habe und dann seine Mahlzeit einnahm, die aus Milch und Brod bestand.

Die Sonne war bereits tief niedergesunken, die Senndin machte sich noch in der Stube zu schaffen, der Halterbua suchte seine Lagerstätte auf, wir jedoch stopften uns ein Pfeifchen und versuchten das Eis des Schweigens bei der Nandl zu brechen, fragten sie um dies und jenes, über das Leben und Treiben auf der Alpe, über die Gewitter in den Bergen ꝛc. und kamen endlich auch über die Einsamkeit auf der Alpe, zu sprechen, die sie jedoch geradeweg streitig machte.

„Mir is der liebste Ort auf der Welt die Olm, und i hät gar nix dagegen,“ meinte sie „wenn i Jahr aus, Jahr ein da heroben bleiben könnt. Da heroben is alles schön ruhig, da find man kane Tück und ka Folschheit, wia unten im Thol, da worn die Bluaman viel scheanar, kurz da is holt a Lebn’, wias an nar recht sein konn —“ — „Und am lustigsten ist’s wohl,“ fiel ich in die Rede, „wann dar Bua aufer kommt?“

„Zu mir kumt ka Bua mehr aufer!“ antwortete sie mit einem unterdrückten Seufzer „der liegt schon af dar Wahrheit,* ja mei Loisl kimmt niamar, af den wart i schon umsunst.

Als wir in sie drangen, uns ihre Lebensgeschichte mitzutheilen, begann sie über langes Zureden nachfolgende Schilderung.

„I bin a ledig’s Kind, mei Muater war lange Zeit beim Holzmannbauer z’Glein in Dienst und wia i fünf Johr alt war, hon i ihr d’Aug’n zuadruckt, sie hats firchekehrt** und hot mi gonz allan zruck gloss’n. Wer mei Voter war, was i gor nit, i hab nia was rechts über ihm innig*** werden können.

Der Holzmonbauer, a greimter Mensch, hat si meiner angnommen, und hot mi aufzügelt, i wor dort Holtrdiandl, noher, wia i

* Der liegt schon in der Grube.
** Sie ist gestorben.
*** In Erfahrung bringen.

älter wurn bin, bin i in die Kuchl und in Stall kummen, no und nocher wia der alte Bauer g'storben is, bin i beim Hipflbauer als Küadirn in Dienst eing'stond'n, und steh sider Zeit bei ihm in Dienst.

Wia i achtzehn Jahr alt war, soll i, wia die Leut sag'n, a saubers Diandl gwest sein und weil i Viel'n g'falln hob, hob i in Loisl, in Grofn sein Jagrbuabn a in die Augn gstochn und in Kopf verdraht g'mocht.

Z'Suntags ban Kirchgang san mar immer z'sam keman, er hat mi freundli grüaßt, i hon ihn freundli donkt, er hot mi ham begleitet von Wolfschburg oder Margarethn, wo i just Kirchn gongn bin, und hot so liab in mi eine grödt, daß i nit in Stond war, den Buabn feind z'sein.

Da af'n Colmonimarkttag hot mi der Loisl af'n Kirchtag nach Wolfschburg g'führt, hot mar Meth und Lebzelt kaft und a schönes Ringl und hot mi nachher am Tonz g'führt, auße zum Forschtner am Weiher, wo's schon sakrisch lustig hergong'n is.

In der Freudbarkeit und Lustbarkeit is as af amol finster wurn, und es hat Zeit g'habt, daß mar af's Hamgehn gedenkt hob'n.

Mir gehn mar richtig! Aber dö Nacht war mei Unglück! — —

Die Colmonib'scheerung is spötar nit ausblieb'n, a räntig's* Büabl. Der Loisl is mir aber immer schen treu blieb'n, hot ka ondre ongschaut, und wan er nit just Urlaub'r gwesn war, hätt' er mi g'heirat a. So ob'r hot'r holt af'n Abschied wart'n müass'n.

Da in Auswart** is dar klane Loisl, so homar s'Büable taft, schleabig*** wur'n, dar Boder hat nix helf'n kinan, und am Floriani-tag wor's, wia i mei All's auf die Händ nimm, hat er mi groß ang'schaut, hat an Höschazar† g'mocht und war weck. — Sei Wiagl hat er hiaz in Margrethner-Freithof unten. —

Doch das war noch nit All's, das Irgste kommt erscht. In neunundfünfz'gar Jahr war's, da kimmt der Loisl amol gonz hitzig z'wegn und sagt mar, daß er einruck'n muaß.

Damols hob' i g'labt, mi trifft der Schlag! Ob'r sein hat's miaß'n! Die Wällschen hab'n kan Fried' geb'n, und so hat mei Bua holt a in Kriag miaß'n.

Grod' zu Sunawend is er furt, i war schon af dar Alm heroben, wie er Abschied g'numan hat von mir. Wia i ihm s' letzte Bußl geb'n hab', is mar g'wen, als ob's mar s'Herz abdruck'n thät, i hab' ihn nit furt lass'n woll'n, denn es war mar g'rad so, als ob i

* Schön und stark.
** Frühling.
*** Unpäßlich.
† Seufzer.

ihn zan letztenmol seg'n thät. — Und es war a so! Mei Loisl is niamer keman! Er hot zwor die Medall'n, aber a sein Text kriagt. So a walischer Kerl hot ihn in die Brust g'schoss'n, daß er gnua g'hobt hot, und in Spital g'storb'n is.

I hob nix von ihm als dös Ringl da, aber das halt i in Ehren!" Hiemit schloß sie ihre Erzählung und stromweise entstürzten Thränen ihren Augen. — Eine Pause trat ein! —

— — — — — — — — — — — —

Nach einigen Minuten hob sie wieder an, und sagte: „Secht's, so viel hob' i schon darleb'n miaß'n, und weil mar das All's zan Herz'n gangen is, hob i mei Lust und Freud' a gonz verlor'n.

I taug nit mehr unter die Leut eine, und kim i unter se, so haßen's mi die grantige Nandl, weil mar im Löb'n das Lachen af mei Lebtag vergangen is.

Mit'n Sing'n is as a schon gar, mir san die Liadlan a schon alle ausg'falln, nar in Loisl sei Liadl follt ma noch öfter ein, no wia geht's denn schon, a richtig, dös werd's schon öfter g'hert hab'n:

„Grüß di Gott, grüß di Gott
Dös her i gor gern!
Ob'r beim pfiat die Gott, pfiat di Gott
Möcht i oft rearn!"

So und hiaz wißt's mei Lebensg'schicht, und wißt's a warum i so gern af der Alm bin. Recht z'fried'n aber wer i erscht sein, won i mi zu mein klan Loisl schlafen legn kon." — —

Die Glut am Herde war verloschen, unsere Pfeifen ausgeraucht, die Erzählung zu Ende und die Nachtzeit weit vorgeschritten. Wir suchten die Ruhe im duftigen Heue am Dachboden auf, und ließen die Nandl im weitern Nachdenken am Herde sitzen.

Lange konnte ich nicht einschlafen, die Erzählung Nandl's hatte mich tief ergriffen, denn wer dächte daran, daß selbst in der niedersten Hütte, im einsamsten Erdenwinkel ein blutendes Herz zu finden ist.

Als wir am früheſten Morgen Nandl wieder begrüßten, waren ihre Augen etwas geröthet. Sie mußte die Nacht über viel geweint haben. — — —

Eine Dorfgeschichte.

Am Mittelhang der Alpe liegt eine große Behausung, der Waldhof, die mit ihren glitzernden Fensterscheiben und weißblinkendem Gewände hinunterschaut in's grüne Thal, welches sich wie ein Garten in die Weite und Länge hinausdehnt, und welches die blauen Berge und riffigen Felsen gar herrlich begrenzen. Im Thal unten liegt das Dörfchen mit seinem Pfarr-, Schul- und Wirthshaus, sowie den Bauerngehöften und Hütten, und gar kühn hinein in die Lüfte ragt der altgothische Kirchthurm, um den lustige Thurmfalken ihre weiten Kreise ziehen und in welchem sie ihr trautes Heim aufgeschlagen haben. Der Weg vom Dörfchen zum Waldhof führt durch einen duftigen Föhrenwald, an einer Nagelschmiede vorüber, die am dahinsausenden tiefen Waldbach liegt, dessen Wasser das Rad treibt, welches den schweren Hammer in pochende Bewegung bringt. Die

Schmiede gehört dem „schworz'n Hiasl", einen bildsaubern jungen Menschen, denn man überall gern willkommen heißt, weil man ja auch weiß, daß er sehr arbeitsliebend und fleißig ist. Wenn er so an der funkensprühenden Esse steht und das glühende Eisen unter den wuchtigen Schlägen des Hammers in lustigen Kling-Klang seine Form erhält, da singt er gerne das Liedchen:

„Bin a lustiger Bua,
Kann hoch drüber sing'n,
Mach ka Falterle auf,
Thua lei drüber spring'n!"

und die Arbeit geht ihm von der Hand, als ob er sich mit derselben rein nur spielen würde.

Kommt dann der Sonntag, so geht der „schworze Hiasl" gern ins Dorf und ersieht ihn die „Brunnbauer Lene", so dankt sie lächelnd seinem Gruße und steckt ihm gern ein Büschl aus Nelken und Rosenkraut gebunden, an den Hut, denn er hat ihr's angethan und das tiefste Kammerl ihres Herzens eingenommen. Sie ist ein hübsches Diandl, die Lene, und Geld hat der Brunnbauer auch „wie Heu" und sie ist dessen einziges Kind. Aber der Alte ist ein furchtbarer „Spannbrenner", ein „Haltfest", wie es nicht leicht einen Zweiten gibt und der sieht es nicht am liebsten, wenn der „Hias" mit seinem Töchterlein „spianzelt und umarschmiart". Von seinem Hausthor aus sieht der

Brunnbauer prächtig hinauf auf den Waldhof, der so herrlich oben liegt, inmitten des saftigen Wiesengrüns und der ein Eigenthum des jungen „Waldhofer Franzl“ ist, welcher das Anwesen seit einem Jahre verwaltet. Der Franzl sieht die Lene auch recht gern, weniger aber die Lene den Franzl, den̄ sie ist ja in ihren „Hiasl“ sterblich verliebt. Das genirt aber den alten Brunnbauer am allerwenigsten. Der hat seine Berechnung gemacht und speculirt, einmal seine Lene an den „Waldhofer Franzl“ zu verheirathen. Wie er sich's denkt, so thut er es auch. An einem Sonntag sitzt der alte Brunnbauer mit dem Franzl unter der großen Linde vor dem Hause und die Lene sitzt auch dabei und macht ein trauriges Gesicht, als der Vater ihr mittheilt, daß der Franzl um sie angehalten und er sie ihm versprochen habe.

„I moan, es wird d'r nix fahl'n, du kimst af a schean's Ort, kriagst an saubern Mon und von mir a scheane Mitgift, no, und wos will da Mensch noch mehr, won er dabei a no g'sund is!?“

Lene wollte freilich Einwendungen erheben, aber bei dem Hartkopf ihres Vaters, den sie nur zu gut kannte, wäre es vergebene Mühe gewesen und sie hätte eher einen Stein erweicht, als den Alten von seinem Beschluße abgebracht. Sie ergab sich demnach gleich Vielen ihres

Gleichen in ihr trauriges Schicksal. Es war nun beschlossene Thatsache, daß der „Waldhofer Franzl" die „Brunnbauer Lene" heirathen soll. Als Lene mit Mathias das nächstemal zusammentraf, und ihn von diesem Schritte unterrichtete, wurde es ihm schier schwarz vor den Augen, er lachte gellend auf und sagte höhnisch: „No, i wünsch d'r a glückliche Hochzeit, Jungfer Braut! Werst mi wol eppa a zan Kranzlpint und Kirchgang einlodnan? Ha, ha, ha!" und stürzte weiter, sie in Thränen stehen lassend. Eine Woche nach der andern verging, der „schworze Hiasl" ließ sich seit dem letzten Zusammensein mit Lene, nicht mehr im Dorfe erschauen, desto häufiger kam der Franzl vom Waldhof herunter und wollte mit aller Gewalt sich die volle Liebe seiner Zukünftigen erringen. Aber leider mit geringem Erfolg. — —

So kam der Hochzeitstag heran!

Im Wirthshause wurde gesotten und gebraten, was es Zeug hielt, in der Kirche wurde das Brautpaar kopulirt und die Musikanten spielten ihre schönsten Stückeln auf, so herzzerreißend, daß einem hievon die Ohren gellen mochten. Im hintern Zimmer des Wirthshauses aber saß der „schworze Hiasl" beim Schnapsglas und starrte, dumpf vor sich hinbrütend, auf die braune Tischfläche. Ein Glingerle nach dem andern verschwand hinter'm

gelbseidenen Halstüchel, das ihm einmal die Lene zum Namenstag als Bindband geschenkt hatte. In dem andern Zimmer des Wirthshauses tafelten und tanzten die Hochzeitsleute, daß es eine wahre Freude war, draußen knallten die Pöller und als der Abend herandämmerte, glänzten Freudenfeuer von den Bergen hernieder. Als es Nachts wurde, machte sich der „schwarze Hiasl“ auch auf den Weg, steckte das Packet Streichhölzchen, das vor ihm auf dem Tische lag, zu sich und ging in die rabenfinstere Nacht hinaus. Als er zu seiner Schmiede kam, gieng er nicht hinein in dieselbe. Weiter — vorwärts war sein Weg, zum — Waldhof hinauf. Bald hatte er ihn erreicht. Ruhig war es hier oben. Kein Lüftchen regt sich, nur die Musik klang vom Dorfe herauf, klang so schrill in seinen Ohren, daß er mit den Zähnen knirschte und einen wilden Fluch hinunterschleuderte. Am Waldhofe war heute keine Seele zu Hause. Alle Leute wohnten dem Ehrentage ihres Dienstherrn bei. Von der Brunnbaueralm glänzten einige Freudenfeuer herüber.

Einsam — mutterseelenallein stand Hias auf der Höhe. Wirr hing das Haar in die Stirne, sein Auge rollte unstät und sein Mund murmelte: „I muaß meiner Lene doch a Hochzeitsfackel anzünden, daß si af mi ihr Lebtag denk'n wird!“

Bei diesen Worten sah er sich scheu herum, ob ihn wohl nicht Jemand beobachte, griff dann nach den Streichhölzchen und erstieg die Treppe, die zum Tennboden führte. Dort warf er, nachdem er ein Hölzchen angezündet, das ganze Päckchen in das aufgespeicherte Stroh — und ohne sich umzusehen, verließ er den Ort der That und stürzte fort in's Thal hinab — weiter und weiter. —

Mit glühender Zunge leckte die Flamme um sich und prasselte bald zum Dache hinaus. Blutroth färbte sich der Himmel. Krachend stürzten die Sparren zusammen, es war ein schreckliches Bild.

Da ersah einer der Hochzeitsgäste den fürchterlichen Brand. Mit Entsetzen vernahmen die Hochzeitsleute diese Kunde. Alles stürzte nach dem Brandplatz, aber leider zu spät; das entfesselte Element hatte eine totale Verheerung angerichtet.

Der prächtige Waldhof war eine Schuttstätte, eine Ruine geworden.

Als der nächste Morgen die goldene Sonnenkugel über die Zinken der Berge wälzte, zog man den „schwarzen Hiasl" aus den Fluthen des Waldbaches. Die Schreckensthat hatte den Brandleger verzweifelnd in den Tod getrieben und die Wasser erlöschten für immer jenen Brand, der in seinem zerklüfteten Innern wüthete.

Als Lene den Leichnam ersah, sank sie wie vom Schlage gerührt zusammen, und als sie wieder erwachte, hatte der Wahnsinn ihren Geist umnachtet.

Ein Jahr ist seit dieser schrecklichen Nacht verflossen. Der Waldhof schaut schöner als früher von seiner luftigen Höhe mit den blinkenden Fenstern und dem weißen Gewände ins Thal hernieder, just so, als ob nie ein Unglück über denselben ergangen wäre.

Aber darinnen weilt ein gebrochener Mann, der „Waldhofer Franzl", denn sein Weib, die Lene, ist im Irrenhause und der Schwiegervater, der alte Brunnbauer, liegt draußen im Dorffreithofe unterm grünen Rasen — der hat ausgerungen.

Das Ganze ist eine traurige, aber wahre Geschichte aus unseren Bergen.

Kärntens letzter Bärenjäger.

Wer das Album unseres vaterländischen Malers August Prinzhofer, welches gelegentlich der Kaiserreise durch Kärnten im Jahre 1856 den Majestäten überreicht wurde, gesehen, wird sich eines Bildes erinnern, das den „alten Neuschitzer" aus dem Maltathale, wie er leibte und lebte, waidmäßig gekleidet, vorstellt. Der alte Nimrod, welcher im Jahre 1872 im 89. Jahre seines Alters mit Tod abgegangen ist, war ein Original, das umso größeres Interesse erregte, als wir in ihm den letzten Bärenjäger Kärntens besaßen. Johann Gigler, im Volke besser unter dem Namen „Neuschitzer" bekannt, lebte, bevor er Revierjäger des Herrschaftsbesitzers in Gmünd, des verstorbenen Grafen Constantin von Lodron geworden, als Flüchtling in den sogenannten Rödererwänden des Maltathales, dort, wo sich der Maltagraben tief und scharf eingerissen, in die Urwände von

Granit und Gneis weit hinauszieht. In tiefer Waldeinsamkeit betrieb er das Waidwerk als „Wilderer." Um ihn unschädlich zu machen, nahm Graf von Lodron ihn in seine Dienste. Nach seinen eigenem Geständniß hat Neuschitzer Zeit seines Lebens über sechshundert Gemsen geschossen, wie viele er gestohlen, gab er dem Grafen einmal auf eine Anfrage zur Antwort, wisse er nicht mehr, aber zwischen fünf- und sechshundert Gemsen habe er abgeliefert, was drüber, habe er gekappert und nach Gastein über das „Elend" zum Verkaufe getragen Die letzte Gemse erlegte er am Gamsköpfel (7200') als er bereits 84 Jahre alt war und schleppte sie selbst nach Hause. Das Gemsenblut schlürfte er als Göttertrank, wie er gerne erzählte, und wusch sich damit zur Stärkung Gesicht und Hände. Er pries warmes Gemsen- oder Wildpretblut als herrlichen Göttertrank, als das wahre Lebens-exilir, so wie er gelben, ranzig gewordenen Speck, den er ohne Brod und Salz oft in Quantitäten bis zu zwei Pfund mit wahrer Lust verzehrte, als Leckerbissen rühmte. Nebst dem Wildern liebte er ausgesprochen gerne die Karten, beim sogenannten „Trischwusch-Spiel" oder „Kreuzmariagen" brachte er manche Nächte zu.

Weil seine karge Monatsgage, die er stets ganzjährig behob, da er selten nach Gmünd kam, zur Fristung des Lebens nicht hinreichte,

ließ er das Wildstehlen noch immer nicht und nachdem ihm in den Dreißiger-Jahren der Güter-Administrator Herr Lax auf 12 Gulden aufbesserte und ob des Wilddiebstahles zurechtwies, gab er über Befragen, ob er das Stehlen lassen wolle, zur Antwort: „I wer schon seg'n, won i nit auskim, so muaß i mir holt widr so helf'n, wia entar."

Bären erlegte Neuschitzer mehrere. Laut Certificat der Bezirks-Obrigkeit Gmünd vom 30. November 1840 erlegte er am 9. Mai desselben Jahres eine 2 Jahre, 4 Monate alte Bärin. Er bekam die Taglia und die Erlaubniß, die übliche Sammlung machen zu dürfen. Im September 1838 schoß er im Gößgraben eine Bärin laut Certificat des Pflegamtes Gmünd vom 29. Jänner 1839. Für die Bärin erhielt er gleichfalls 40 fl. als Taglia aus der Staatsausgabenkasse in Folge Anweisung des Decretes des Guberniums vom 23. December 1838. Die Decke dieses Meisters Petz wurde dem Grafen Lodron nach Wien gesendet.

Doch nicht allein als echter Nimrod galt Neuschitzer als ein Unicum, auch in seiner Stärke war er ein zweiter Simson, und wehe denjenigen, der mit ihm Händel anfing und es mit der kräftigen Faust Neuschitzers zu thun hatte. Ein halbes Jahr vor seinem Tode trug er noch einen Ruckkorb mit über 50 Pfund schwerem Gepäcke

auf das 7000 Fuß hohe Klampferer-Köpfl. Auch die Wildschützen hatten vor Neuschitzer einen wahren Höllenrespect.

Als Graf Lodron mit seiner neuvermählten Gattin Louise, geb. Gräfin von Ugarte, das erstemal nach Gmünd kam und die gräflichen Beamten und Diener im Burghofe der Ankunft des Paares entgegenharrten, stellte der Graf auch dem Neuschitzer seine Gemahlin mit den Worten vor: „Du, Neuschitzer, das ist meine Frau!", worauf dieser, der Gräfin die Hände küssend, erwiederte: „Ja Gnaden, mei Bua, Möntschin host woltan a tolle kriagt!"

Neuschitzer war großer, hagerer Statur, weißes Silberhaar zierte den Scheitel und eisern war sein Körperbau. Er hatte eine athletische Gewandheit, war ein kühner Gemsjäger und unerschrockener Bergsteiger, aber ein abgesagter Feind des Soldatenstandes und daher stets Deserteur, so lange er stellungspflichtig war. Der Mann von Erz fand aber einen noch Stärkeren, er unterlag der Hippe des Sensenschwingers und mußte wie jeder Andere zur Grube steigen. Trotzdem lebt der alte Neuschitzer, der letzte Bärenjäger von Kärnten, fort mit seinen Jägerstückeln im Munde des Volkes und Enkel und Urenkel werden noch lange von seinen Thaten erzählen.

Druckfehler-Berichtigung.

Seite	58,	7. Zeile:	Julischen statt ulischen.
„	58,	9. „	Dobratsch 2153·8 statt Dobratsch 5153·8.
„	64,	12. „	Schärpe statt Schürze.
„	70,	7. „	Hauptseiten statt Hauptsachen.
„	157,	24. „	brentl'n statt alpinen.
„	161,	9. „	Almhütte statt Almhüte.
„	182,	8. „	patriarchalisches statt patriarchilisches.

Waizer, Rudolf

Cultur- und Lebensbilder aus Kärnten

Bd.: 1

Klagenfurt 1882